

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanen

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 9 · September 1942

Preis RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

R. Glémarec	Vom keltischen Mythos	301
Wilhelm Pöfner	Witz, Humor und Komik in der deutschen Volkskunde	313
Aus der Landschaft	R. Th. Weigel, Begegnung mit einem Reiter	326
	Herbert Weinelt, Ein Stufenbaum aus Nordmähren (Ostböhmenland)	328
Die Fundgrube	Karl Horak, Tiroler Sagen und Melo- dien	329
	H. A. Herrmann, „Mühle“ u. „Donner- besen“, zwei sinnbildhafte Steinschnitten am niederdeutschen Bauernhaus	331
Die Bücherwaage	Hermann Gauch, Kalender und Brauch- tum	334
	Gilbert Trautnigg, Niederdonau, Natur und Kultur	335
Der Umschlag wurde von Eugen Nerdinger, Augsburg, gestaltet unter Verwendung seines Holzschnitts aus dem Buche „Der Jahresring“ von J. D. Plasmann.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und
Lehrergemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plasmann, Berlin-Dahlem,
Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 9.

Bezugspreis: Einzelheft M. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post M. 1.80. Zah-
lungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeit-
schriftenhandel. Versandort Leipzig. Postverlagsort Leipzig. - Beilagen und Anzeigen werden
z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“
Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei
dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

R. Glémarec / Vom keltischen Mythos

Der nachfolgende Aufsatz ist 1938 in der bretonischen Zeitschrift „Stur“ erschienen; die deutsche Übersetzung besorgte
G. v. Sevenar. Der Verfasser gehört zu den führenden Köpfen der keltischen Volkskulturbewegung. Wie unsere
früheren Aufsätze über die Bretagne führt der Beitrag über die Grenzen Germaniens hinaus zu einem Nachbarvolke,
das mit dem Germanentum mancherlei Gemeinsames und aus der völkischen Bewegung Germaniens viele Antriebe
für die eigene Volkskulturbewegung gewonnen hat. Dem Leser wird daraus die Urverwandtschaft zwischen Germani-
schen und Keltischen und die Wiedervereinigung beider Elemente in einem Teile unserer mittelalterlichen Hochkultur
lebensbig, wenn wir uns auch nicht alle Aufschauungen und Formulierungen des Aufsatzes zu eigen machen können.

Wir gehören zu denen, welche die anfangs bei uns um das Wort „Kelte“ gewobene,
romantische Legende nicht mehr zufriedenstellen kann. Wir möchten uns vielmehr auf
eine sehr bestimmte Weise als Kelten fühlen können, wir möchten wissen, was wir in diesem
Worte darstellen; wir sind es satt, uns mit einer bloßen Bezeichnung zu begnügen, aus welcher
oft nichts anderes spricht als eine törichte Scheu vor allem Fremden. Wir haben alle Be-
mühungen um eine Freilegung der Herkunft und Wurzeln unseres bretonischen Volkes be-
grüßt und gefördert und es will uns scheinen, als sei seit einigen Jahren schon mancherlei zu-
tage gefördert worden. Immerhin sind wir der Ansicht, daß noch recht viel zu tun bleibt, um
alle die Trümmer auszuwerten, welche eine Jahrtausendalte armorikanische (1) und bretonische
Überlieferung uns in reichem Maße darbietet.

Wenn man Carnac gesehen hat mit seinen Steinreihen, Grabhügeln und mit seinem Museum,
wenn man sich das ganze Volk vorzustellen versucht, das dort gelebt hat, das diese Erde be-
steht, und dort gebaut, geliebt, gelitten, gebetet und gekämpft hat, dann erscheint es kaum
glaubhaft, daß von alledem nichts geblieben ist; kaum glaubhaft, daß die, die nach ihm ge-
kommen sind, nichts von dem Starken und Hohen übernommen haben sollen, das sie dort
vorfanden. Die Insel Gavrinnis - wir kommen darauf zurück - hat vielleicht für die Aus-
richtung unserer bretonischen Kultur ebensoviel Bedeutung wie der ganze keltische Sagenkreis
des Mittelalters.

Wenn man sich weiterhin die ganze bretonische Größe vor Augen stellt, der wir unmittelbar
entstammen und welche heute ein christlicher Inhalt füllt und christliche Symbole beherrschen,
dann muß man auch hierin einen Sachverhalt erkennen, welcher zu denken gibt. Wir sprechen
von den alten Kelten, die „vom Norden kamen und an Teutates glaubten“; gewiß, das ist
sogar sehr wesentlich. Offenbar kommt nicht alles, was uns heute ausmacht, von ihnen; und
um bis zu ihnen zu kommen, dürfen wir nicht einfach ganze Jahrhunderte bretonischer Wirk-
lichkeit zu überspringen suchen. Der bretonische Mythos ist ohne Zweifel aus mehr als nur
einem Element geboren und die lebendigen Formen, in denen er auf uns gekommen ist, können
nicht von ihm getrennt werden.

So ist das Hochmittelalter (10. und 11. Jahrhundert) - nach D. Spengler die Geburtszeit
der „faustischen“ Kultur - entscheidend, ja noch bedeutsamer für das Verständnis der leben-
digen Religion des bretonischen Volkes - wie auch der anderen Völker der früheren „Christen-
heit“ - als die vorausgehende anarchische, heidnische oder römische Frühzeit. Diese Frühzeit
war bei den Kelten bereits christlich - wenn auch oft nur im Äußeren -, und der Einfluß der
Klöster prägte den keltischen Dichtungen in kymrischer, französischer und deutscher Sprache
ihren christlichen Stempel auf (2). Nur die irischen Sagen sind nichtchristlich; allerdings scheit-

nen sie auch wesentlich älter zu sein, nämlich bis in die Zeit mindestens des ersten, zweiten oder dritten vorchristlichen Jahrhunderts zurückzuweisen. Ist nun von diesen heidnischen Überlieferungen im heutigen Irland etwas übriggeblieben wie etwa auf unserer alten Halbinsel Armorika? Man braucht bei uns nur an zahlreiche, trotz der im 17. Jahrhundert einsetzenden Bekämpfung durch die Geistlichkeit immer noch lebendige Volksfitten zu denken und an die volkstümlichen Vorstellungen über das menschliche Schicksal, über Seele und Leib, Gott und das Jenseits, wie sie uns in den volkstümlichen Bestandaufnahmen entgegentreten (3). Noch mitten im Mittelalter liegt die christliche Weltanschauung in ständigem Kampf mit den Eigenheiten des bretonischen Brauchtums, welche nicht selten in schroffem Gegensatz zu ihr stehen. Auch im germanischen Bereich ist die heidnische Überlieferung noch während der „saufstischen“ Schöpfungszeit des Hochmittelalters deutlich greifbar. Die Sachsen zum Beispiel konnten erst ums Jahr 800 bekehrt werden, man frage nicht wie; die skandinavischen Stämme in der Regel erst im 10. und 11. Jahrhundert. Infolgedessen kann es nicht wundernehmen, daß die große Dichtung des nichtchristlichen Nordens – die Saga und Edda – vorwiegend heidnische Züge trägt. Gewiß ist Christliches zuweilen durchzuspüren, doch in recht unbestimmter Weise. Im Grunde handelt es sich hier um die gleiche christlich-nordische Mischung wie innerhalb des keltischen Bereiches, allerdings bei umgekehrter Dosierung der beiden Komponenten (4).

Wir sind der Meinung, daß dieser mythologische Untergrund noch heute seine Gültigkeit behalten hat. In dergleichen Fragen, die letzten Endes rein psychologischer Art sind, ist in den Augen des Volkes zweifellos der Untergrund das Entscheidende, und zwar auch hinsichtlich der Form. Die Form allerdings ist bei uns christlich. Wer das nicht wahrhaben will, dem bleibt nur noch übrig, ein rein literarisches Heidentum etwa des irischen Eucharainn-Kreises zu rekonstruieren, das lediglich der Arbeit von Textforschern sein Bekanntwerden verdankt und welches bei keinem lebenden Keltten noch irgendwelche Bewußtseins Spuren hinterlassen hat. Ganz offenkundig aber kommen unsere Inspirationen in der Regel nicht von dieser Eucharainn-Dichtung. Dagegen rühren wir mit dem heidnischen Zauberer Merlin oder Tristan, aber auch mit den christlichen Mittern vom heiligen Gral noch heute unmittelbar an die Seele unseres Volkes – denn durch eben diese Sagenstoffe hat sie im 10. und 11. Jahrhundert ihre endgültige Prägung erfahren.

So gesehen sind es im Grunde nicht einmal die bretonischen Könige Nevenoe oder Salaun, welche im heiligen Forst von Paimpont (dem „Brozellan“ der Sage) von entscheidender Bedeutung sind: es sind vielmehr Tristan und Parsival, und hinter ihnen Merlin und Artus, der „mythische König aller Bretonen“ – d. h. aber ein gottgefandter Held wie Siegfried, und nicht eine Gottheit. Als Gottheit nahmen sich die Bretonen hier nicht irgendeinen Ersatz für Thor oder Wodan, etwa einen Zug, Sarann oder Borvo, sondern den Christus vom heiligen Gral und alles, was sich an Mythischem hinter diesem verbirgt.

Und so darf man fragen: was steckt nicht alles hinter unseren Heiligen und Einsiedlern, die aus Britannien übers Meer kamen? Auf den einen authentisch historischen, heiligen Gant- Yves (bretonisch: Sant-Erwan) von stark „französischem“ Ruf kommen unzählige sagenhafte Einsiedler, ein Sant-Malo, Gweltas, Tudgwail oder Kulum, von denen noch nicht einmal festzustellen ist, ob sie wirklich gelebt haben und ob sie nicht vielmehr das Gesicht irgendeiner heidnischen, armorikanischen Gottheit widerspiegeln. Sie alle sollen aber immerhin von den britischen Inseln herkommen, als Bischöfe und Äbte unser Land bewohnt haben und, ohne

Spuren zu lassen, zum Sterben nach Rom oder Italien gezogen sein (5). Und an diesem Punkte stimmt die Erkenntnis der Geschichtswissenschaft mit der Volksüberlieferung, dem Aberglauben und der Legende überein; wir lassen diesen mythischen Angelpunkt des Hochmittelalters am besten durch Oswald Spengler darstellen (6):

„Nur so ist der unermessliche Reichtum religiös-intuitiver Schöpfungen zu verstehen, der die drei Jahrhunderte der deutschen Kaiserzeit füllt. Es ist die saufstische Mythologie, die hier entstand. Man war bisher blind für den Umfang und die Einheit dieser Formwelt, weil religiöse und weltliche Vorurteile zu einer fragmentarischen Behandlung entweder der katholischen oder der nordisch-heidnischen Bestandteile drängten. Aber es besteht hier kein Unterschied. Der tiefe Bedeutungswandel innerhalb der christlichen Vorstellungskreise ist als schöpferischer Akt identisch mit der Zusammenfassung altheidnischer Kultur der Wanderzeit zu einem Ganzen. Es gehören hierher die sämtlichen westeuropäischen Volksagen, die damals ihre symbolische Durchbildung erhalten haben, mögen sie auch der Substanz nach viel früher entstanden und viel später noch an neue äußere Erlebnisse angeknüpft und durch bewußtere Züge bereichert worden sein. Es gehören dazu die großen, in der Edda erhaltenen Götteragen und eine Anzahl Motive aus den Evangelien dichten gelehrter Mönche. Dazu kommt die deutsche Helldensage des Siegfrieds, Gudrun, Dietrich, Wielandkreises mit ihrem Gipfel im Nibelungenlied und neben ihr die ungeheuer reiche, aus altkeltischen Märgen abgeleitete und auf französischem Boden eben damals vollendete Mittersage: vom König Artus und der Tafelrunde, vom heiligen Gral, von Tristan, Parsival und Roland. Und endlich ist außer der unvermerkten, aber um so tieferen seelischen Umdeutung aller Züge der Passionsgeschichte der ganze Reichtum der katholischen Heiligenlegende hinzuzurechnen, deren Blütezeit das 10. und 11. Jahrhundert füllt. Damals sind die Marienleben, die Geschichten des hl. Rochus, Sebald, Severin, Franz, Bernhard und Odilia entstanden. Um 1250 wurde die Legenda Aurea verfaßt; es war die Blütezeit der höfischen Epik und der isländischen Skaldenpoesie. Den großen Walhallgöttern im Norden entsprechen die „vierzehn Nothelfer“, die gleichzeitig im südlichen Deutschland als mythische Gruppe zusammengefaßt worden sind. Neben der Schilderung von Ragnarök, der Götterdämmerung, in der Völuspá steht eine christliche Fassung in den süd-deutschen Muspilli. Dieser große Mythos entwickelt sich wie die Helldichtung auf den Höhen der frühen Menschlichkeit. Beide gehören den Urständen an, Adel und Priestertum. Sie sind in Burg und Dom zu Hause, nicht im Dorf. Hier unten im Volk läuft eine schlichte Sagenwelt daneben durch die Jahrhunderte, als Märchen, Volks- und Aberglaube bezeichnet und doch von den Belten des hohen Schauens nicht zu trennen.

Nichts ist für den letzten Sinn dieser religiösen Schöpfungen bezeichnender als die Tatsache, daß Walhall nicht altgermanischen Ursprungs ist und den Stämmen der Völkerwanderung noch gar nicht bekannt war, sondern daß es erst jetzt und mit einem Schlage, aus innerster Notwendigkeit im Bewußtsein der auf dem Boden des Abendlandes neu entstandenen Völker sich bildete, „gleichzeitig“ also mit dem Olymp, den wir aus der homerischen Epik kennen und der ebenso wenig mykenischer Herkunft ist. Und zwar ist Walhall nur im Weltbild der beiden hohen Stände aus der Vorstellung von Hel emporgewachsen, im Volks glauben blieb Hel das Totenreich.

Man hat die tiefinnerliche Einheit dieser saufstischen Mythen- und Sagenwelt und die vollkommen einheitliche Symbolik ihrer Formensprache bis jetzt nicht beachtet. Aber Siegfried,



Abbildung 1. Dolmen bei Dulbéron (Morbihan) in der Bretagne. Aufnahme Bildarchiv.

Balbur, Roland, der Heliand sind verschiedene Namen für ein und dieselbe Gestalt. Walhall und die Gefilde der Seligen Avalun, König Artus' Tafelrunde und das Mahl der Einherier, Maria, Freigga und Frau Holle bedeuten das gleiche. Demgegenüber ist die äußere Abstammung der stofflichen Motive und Elemente, auf welche die Mythenforschung ein Übermaß von Eifer verwendet hat, lediglich ein Zug der historischen Oberfläche und ohne höhere Bedeutung. Für den Sinn eines Mythos beweist seine Herkunft nichts. Das Numen selbst, die Urgestalt des Weltgefühls, ist reine, wahllose und unbewusste Schöpfung und unübertragbar. Was ein Volk durch Bekehrung oder bewundernde Nachahmung von einem anderen erhält, ist Name, Kleid und Maske für eignes Gefühl, niemals das Gefühl selbst. Man hat die altkeltischen und altgermanischen Mythenmotive so gut wie den durch gelehrte Mönche bewahrten Formenschatz des antiken und den durch die abendländische Kirche vollständig übernommenen des gesamten christlich-morgenländischen Glaubens lediglich als den Stoff zu betrachten, aus dem die faustische Seele in diesen Jahrhunderten eigne mythische Architektur erschuf. Es ist auf dieser Stufe eines eben erwachenden Seelentums ganz belanglos, ob diejenigen, durch deren Geist und Mund dieser Mythos ins Leben tritt, „einzelne“ Skalden, Missionen, Priester oder „das Volk“ sind. Es ist für die innere Selbstständigkeit des hier Entstandenen auch belanglos, daß die christlichen Vorstellungen die Formgebung entscheidend beherrscht haben. Trotz solcher mythischen Umschreibungen scheint also unser Weg nunmehr recht einfach zu sein: wir finden unsere Offenbarung nicht etwa in irgendeiner Philosophie des 19. Jahrhunderts oder in den Formulierungen eines neuen Glaubens im Ausland, sondern in dem „verzauberten“, christlich-keltischen Mythos mit seinen uralten Überlieferungen und Nachklängen, für die ich nur ein konkretes Beispiel in unserer Heimat nennen will: Brozeliande.“



Abbildung 2. Eine Steinallee bei Carnac-Ménher (Morbihan).

Mit Recht bedauern wir heute das Fehlen eines Gesamtbildes jener großen religiösen Synthese des 10. bis 12. Jahrhunderts, in welchem alle Elemente der Völkerwanderungszeit und der unmittelbar vorausgehenden mittelmeeerisch-orientalischen Einflüsse (5.-9. Jahrhundert) zur Geltung kamen. Einzelne Züge und Ansätze dazu finden sich bei Spengler; und zwar scheint uns dort das verhältnismäßig Beste, Tiefste und Treffendste darüber gesagt zu sein. Vielleicht lassen sich noch brauchbare Teilabhandlungen in französischen, englischen oder deutschen Literaturgeschichten des Mittelalters finden? Eine Nachprüfung in dieser Richtung erscheint unerlässlich.

Dagegen kann wohl von einer eigentlichen Geschichte des „Mythos“, jenes wunderbaren Gewebes von mündlich überlieferten und literarisch anspruchslosen Märchen und Visionen, das dem mittelalterlichen Glauben zu Hilfe kam, noch nicht die Rede sein; und den Grund hierfür müssen wir zweifellos in vielerlei kirchlichen und weltlichen Vorurteilen suchen. Hier liegt eine Aufgabe für uns bretonische „Volksforscher“ (bret. gouennelourien, von gouenn = Volkscharakter), wenn wir uns bewußt in den außerordentlichen, noch heute lebendigen Mythos unserer Heimat vertiefen. Denn er will uns fast reicher und stärker an religiösem Gehalt erscheinen als ein oft etwas trocken-soldatisches oder auch protestantisch-intellektuelles Neuheidentum, wie es etwa hier und da in Deutschland anzutreffen ist. Vergessen wir an dieser Stelle nicht, daß wir bei uns in der Bretagne ebenso wie in Irland oder selbst in Großbritannien – Stonehenge! – über eine Erbschaft verfügen, welche die festländischen Germanen in der Regel nicht kennen: nämlich die Großsteingräberkultur, d. h. jene erste jungsteinzeitliche Kulturblüte, die sich ohne Unterbrechung von Irland bis nach Ägypten feststellen läßt, ja sogar bis nach dem vorarischen Indien und der ozeanischen Osterinsel. Eine Kultur mit starken

religiösen Impulsen, wenn man die Fülle der in aller Welt zerstreuten Gottesdienst-Denkmäler bedenkt, von Tiawanaco in Bolivien bis nach Carnac und Locmariaquer bei uns; eine Kultur also, die eine hohe Entwicklung der Astronomie und höchstwahrscheinlich auch eine bedeutende und differenzierte Mythologie zur Voraussetzung hat. Nach Spengler gehen verschiedene geschichtliche Hochkulturen auf dieses vorgeschichtliche Substrat zurück: so das pharaonische Ägypten (um 3500 v. J.), das Indien der Veda und das Peru vor der Inkazeit. Für Europa unterstreicht Spengler (7) die vermutlich psychologisch-religiöse Einheit all dieser vorarischen Großsteingrab-Erbauer, welche früher kamen als die seit 2000 v. J. einbrechenden großen Kriegervölker mit indogermanischer Sprache und mit dem Streitwagen, die man lange Zeit als Skythen oder Hyperboräer bezeichnete, und die im Grunde unseren „klassischen“ nordischen Typus darstellen. Diese Völker besetzten Gebiete, welche schon seit Jahrhunderten bewohnt und bebaut waren, wie sich u. a. aus dem System gemeinschaftlicher Bodenbearbeitung oder aus dem Vorhandensein jahrtausendalter Straßen und Wege ergeben hat (8).

Diese Völker waren keineswegs überall in der Überzahl; in historischer Zeit finden sich Zeugnisse für das nicht zu übersehende Vorhandensein primitiver Völkerschaften, deren Aufsaugung nicht überall in gleichem Maße und im gleichen Zeitraum vor sich gegangen ist (z. B. Iberer, Ligurer, Eilurer, Etrusker, gewisse alte Bergvölker Kleinasien, die sogenannten „schwarzen Elans“ in Irland und in Norwegen u. a.). Sie haben jedoch den Menschenbestand vor der Jungsteinzeit nachhaltig verändert und zur Entstehung verschiedener Hochkulturen den Anstoß gegeben: die Hellenen und alten Römer auf dem Substrat der Pelasger, die Arier in Indien auf dem Substrat der Dravida und allen übrigen kastenlosen Negroidengruppen, die turanischen Skythen auf dem Substrat des künftigen Chinesentums!

Doch noch vor der Ankunft dieser kriegerischen und unternehmungslustigen „Barbaren“ finden wir über die gesamte Jungsteinzeit im Raume westlich von Ägypten unzählige Kuppelgräber und Großsteinbauten: in Hoggar, Mykenä und Tyrins, auf Sardinien und Korsika, bei den Turdetanen Andalusens und den Eufitanern, in Irland, Schottland, Schweden! Im Grunde also alle die Gebiete, über die sich nach dem klassischen, übrigens ziemlich überschätzten Mythos der Erdteil Atlantis erstreckte; man darf jedoch nicht vergessen, daß Plato dieser Mythos durch sehr alte Überlieferungen der ägyptischen Priester von Sais eingegeben worden ist (9). (Die vorgeschichtliche und geographische Wirklichkeit, welche dieser Begriff Atlantis – man denke z. B. nur an das Atlasgebirge – meint, erscheint uns unvergleichlich viel interessanter als alle die vagen Träumereien und oft bizarren Thesen, welche mit diesem Worte verknüpft worden sind.)

Was man jedoch kaum bemerkt hat, ist die Tatsache, daß dieser jungsteinzeitliche Untergrund nahezu überall für die Entwicklung einer großen Kultur verwendet worden ist: besonders in Griechenland, Italien, den Gebieten um Sizilien usw., wo sich die sogenannte „antike“, etruskisch-hellenische Kultur erhoben hat. Die keltischen Nordleute müssen auf der Halbinsel Armorica, in Eufitanien und Irland gleichfalls um 1500–1000 v. J. eingetroffen sein. Die Euhulainn-Sage und die goidelische Erzählung von den Tuatha-De-Danann scheinen ihrer Lebensverfassung nach in dieselbe Zeit zu gehören wie Homers Ilias. Allerdings scheint die Ankunft der Kelten auf diesen jungsteinzeitlichen Halbinseln im äußersten Westen keine Hochkultur im eigentlichen Sinne eingeleitet zu haben. Es kam vielmehr zu einem gewissen Grade von völkischer Verschmelzung mit den Trägern einer höchst ursprünglichen und entwickelten

Kultur, einer Verschmelzung für die heute Irland das beste Beispiel bietet (10). Die eigentliche großartige Kulturentwicklung jener Epoche (1000–500 v. J.) fand in südlicheren Breiten statt, in Griechenland und in Italien, und rührte nur recht oberflächlich an jene atlantischen Küsten (11). Demgegenüber strahlte gerade von hier aus in der „Nacht des Mittelalters“ mit 2000 Jahren Verspätung und in enger Verbindung mit dem nordisch-slawischen Heerbann Germaniens und Skandinaviens die „faustische“ Hochkultur, d. h. unsere Kultur aus, die es heute klar herauszustellen und von ihrer jüdisch-orientalischen und griechisch-römischen Kinderkrankheit zu befreien gilt. Und wie stets bei „faustischen“ Menschen mit ihrem blitzartigen Genius, mit ihrem „Selbentum des letzten Augenblicks“, aber auch mit ihrem Miesenausmaß an gutem Willen – es ist etwas spät dafür angesichts aller Ungläubigen der südlichen Welten! Diesen Untergrund unseres abendländischen Mittelalters – wenigstens in seinen mythologischen Aspekten – sind wir versucht, den „nordisch-atlantischen Glaubenskomplex“ zu nennen, welchen Herman Birkh in seinem Werk „Die heilige Urschrift der Menschheit“ untersucht. Hier geschieht ein für die rationalistischen Wissenschaftler ganz unerhörter Vorgang – den diejenigen überhaupt nicht zu begreifen vermögen, die unsere faustische Geistesheimat nicht mit uns gemeinsam haben, d. h. die reinen Juden und Südländer – der Vorgang nämlich, daß eine Mythologie zum ersten Male einen besonderen Bereich für sich herausgebildet hat, innerhalb dessen die Regeln und Maßstäbe der „objektiven“ Kritik mit einem Schläge ungültig geworden sind und wo sich die Herren von der vergleichenden Mythenforschung plötzlich nicht mehr im Reiche ihrer altangestammten Textkritik, Buchstabe für Buchstabe, wiederfinden, sondern erstaunlicherweise im Reiche des Glaubens und der Religion, oder sogar noch schlimmer: in einer Atmosphäre von bäuerlichen Sinnbildern und ganz ländlich-primitiver Frömmigkeit! Was ist denn nun in Wirklichkeit so Ungewöhnliches vor sich gegangen? Nun, die rationalistische Geschichtskritik glaubte zunächst die verschiedensten Glaubenssysteme, darunter die christliche Religion, abgetan zu haben, und stößt nun plötzlich wider Erwarten auf den noch unentfalteten Untergrund unserer eigenen „faustischen“ Gefühlsauffassung vom Christentum; sie gerät dabei an einen lebendigen, bei allen traditionsgebundenen Menschen der abendländischen Kultur unbewußt noch in voller Entfaltung befindlichen Glauben. Hierbei springt sie zum ersten Male in tausend Stücke, weil sie es gewagt hatte, an die Rassenseele selbst zu rühren. Umgekehrt bilden nun ihre sorgsam zusammengesuchten Stücke – eine gerechte Wiederholung früherer Jahrhunderte – bereits den Ausgangspunkt und Rohstoff, dessen sich der neue Glaube zur Errichtung seines eigenen Gebäudes bedient. Hier treffen wir auf den Rassenmystizismus in Deutschland und in ganz Mitteleuropa; auf verschiedene noch unentwickelte Kerne eines abendländischen Katholizismus in Eufitanien-Galicien, im Baskenland, in der Bretagne, in Holland und Friesland, in Litauen; endlich auf zahlreiche Erscheinungen des blühenden Sektenwesens in England, Schottland, Wales und Skandinavien. Ein anderer – keineswegs unwichtiger – Beitrag Herman Birkhs zu unserer Erkenntnis der abendländischen Vorgeschichte ist sein Hinweis auf ein ursprünglich gelbes(?) Rassen-element, welches heute infolge jahrtausendelanger Mischung stark „ausgewaschen“ ist, und welches wir „finnisches“ nennen möchten – die Anthropologen haben es als „mongoloid“ bezeichnet (12). Dieses Element ist im allgemeinen von den Historikern – einschließlich Spengler – übersehen worden infolge ihrer unbewußten Vorliebe für die klassischen Kulturen und ihrer Nachlässigkeit in völkertkundlichen Dingen. Es handelt sich hier um ein noch ungeklärtes Ras-

selement, dessen Spuren man zunächst nur in bestimmten Gegenden von Norwegen und in unserer Bretagne hat feststellen wollen, das man jedoch mühelos in nahezu sämtlichen Ländern des Abendlandes finden kann, in den Gebirgstälern von Wales und Irland sowohl wie in denen der Schweiz oder der ostnordischen Gaue, oder andererseits in den eigenartigen braunhaarigen Typen Frieslands oder Seelands (13). Tatsächlich ist nicht nur in der Bretagne, sondern z. B. auch in Deutschland jene zum düstern-magischen neigende, verschlossene Geisteshaltung – eine Erbschaft dieser „gelben“ Massenelemente – ein entscheidender Faktor bei der Herausbildung des Volkstypus und bei dessen schweigendem Widerstand gegen fremdländischen Zugang gewesen. Liegt nicht eine Art Schamanentum in dem feindselligen Schweigen, mit dem die bretonischen Bauern einen französischen Touristen oder Beamten zu empfangen pflegen, der ihnen von Grund auf fremd erscheint?

Wie dem auch sei, es ist nicht zu bestreiten, daß die für Volg der irischen Sage, jene kleinen, auf Zellbooten rudenden Fremden, mit den Lappen und Eskimos verwandt sind, welche in den altnordischen Erzählungen Eirólíngs genannt werden. Man darf bei alledem nicht vergessen, daß dieser ganze nordatlantische Raum schon in ältester Zeit durch seine Kulturentwicklung und vor allem durch seine Schiffsverkehrsbeziehungen eine Einheit gebildet hat. Man braucht daher heute nicht mehr den isländischen Wikingern aus der Zeit um 1000 n. Z. das Verdienst der Entdeckung Amerikas zusprechen, um von dem Genueser Kolumbus ganz zu schweigen. Wir wissen aus den Sagas dieser Wikingern, daß sie aufbrachen, um ein „großes Irland“ (Irland it mikla) weit im Westen zu suchen, das „Land der weißen Männer“ (Hvitramannaland), wo es bereits Christen geben sollte! (14) Die Historiker des 19. Jahrhunderts erklärten das alles für bloße fromme Legenden, wie sie es ebenso im Fall unserer aus Britannien herübergekommenen Nationalheiligen und Einsiedlern getan haben! Diese Herren hatten allerdings übersehen, daß sämtliche Landgebiete um den Nordpol von jeher von derselben Völkergemeinschaft besiedelt sind, welche zwischen den beiden Randtypen der nordischen und der finnischen Rasse einzuordnen ist: die Ainu in Japan, die Tungusen Sibiriens, die Skandinavier und Lappen, die totemanbetenden Rothäute und die mongoloïden Athapaskan-Indianer (15).

Warum sollte es nun also undenkbar sein, daß ein bestimmter Volkstamm des alten Irland – sagen wir etwa die berühmte Fianna – der Rasse nach mit den helläugigen Algonquin-Indianern Kanadas verwandt war? Und zwar möchten wir eine solche These der phönizisch-atlantischen Abstammung vorziehen, die man der Fianna während des ganzen 19. Jahrhunderts nachzuweisen bemüht war und welche sich schließlich auf bloße Zivilisationseinflüsse aus dem pharaonischen Ägypten zurückgeführt sah. Die Manitu-Religion und die hochstehende Ehrauffassung, die hohe Achtung vor dem Ehrenwort, der Keuschheit und der Tapferkeit vor dem Feinde bei den Rothäuten stimmen durchaus mit dem Wilde überein, welches wir von dem früheren Heidentum der Keltenvölker haben. Das Gefühl pflegt sich überdies in solchen Fragen selten zu täuschen. Mögen die Zweifler als ein Beispiel unter hundert aus der Geschichte der indianischen Abwehrkämpfe gegen die Fremden den Bericht vom Kampf der Cheyenne-Indianer bei Dull-Knife lesen; der Gedanke von einer unerwarteten Verwandtschaft wird ihnen dann keineswegs mehr lächerlich erscheinen.

Aber noch ein weiteres Fragezeichen erhebt sich: stärker noch als im Falle der Menschen zeigt sich bei der Tier- und Pflanzenwelt eine enge Zusammengehörigkeit auf der Nordhälfte der

Alten und der Neuen Welt. In diesem Zusammenhang darf vielleicht auch daran erinnert werden, daß die baskische Sprache, welche in Europa das einzige Überbleibsel vor-arischer Sprachfamilien ist, bemerkenswerte Strukturähnlichkeiten mit bestimmten altamerikanischen Dialekten, wenn nicht sogar mit dem Japanischen zeigt; und zwar ebenso große wenn nicht gar größere Ähnlichkeit als die zwischen dem Baskischen und bestimmten anatolischen und kaukasischen Sprachen (16).

Eines sollte von allen, die sich mit vorgeschichtlichen Studien beschäftigen, niemals aus dem Auge verloren werden: daß nämlich die Vorgeschichtswissenschaft in den Epochen vor der Jungsteinzeit und der Großsteingräber-Kultur im Grunde noch ganz in der Uebersichtlichkeit sich befindet, im Bereich des rein physischen Wachstums des Menschen. Es handelt sich um jene Zeitabschnitte – man nennt sie gewöhnlich ältere Steinzeit –, in denen die verschiedenen Menschenrassen noch im Begriffe stehen, sich zu differenzieren und sich je nach dem Ausmaß ihres Willens und ihrer Klugheit schrittweise von der sie umgebenden Natur und Tierwelt freizumachen. Dieses erste Auftauchen des Menschen geschieht in unseren nördlichen Breiten in einer Zeit großer Katastrophen und Klimaveränderungen, für die unsere Geologen eine ausreichende Erklärung bis heute noch nicht zu geben wissen: die große Eiszeit zu Beginn des Quartär. Vor einem gewissen Zeitpunkt ist es also müßig, die Vorgeschichte allzu genau von der Geologie und die Geschichte des Menschen von der Geschichte der Länder, die ihn beherbergen, trennen zu wollen; es ist insbesondere gefährlich, wenn man nicht imstande ist, sich in eine Erb- und Klimalage hineinzudenken, die von der unsrigen verschieden, ja selbst sehr verschieden ist. Die Erforschung der Kulturanfänge läßt sich nun einmal nicht von dem Studium der Frühperioden der Erdgeschichte trennen, wie das am Beispiel des Orients z. B. der Geologe und Vorgeschichtler Jakob de Morgan auf einleuchtende Weise dargestellt hat.

Die Vereisungen nun, die solange wie von einem Geheimnis umgeben waren, scheinen heute auf eine sehr einfache Weise durch die Anschauungen des deutschen Mathematikers Alfred Wegener ihre Erklärung zu finden. Es handelt sich um die geniale Annahme von einer „Abtreibung“ der Kontinentalsockeln und ihrer schrittweisen Wanderung, sowie um den Zusammenhang zwischen diesem Vorgang und der schon früher festgestellten Erdschwanderung (17). Wir neigen zu der Ansicht, daß hier in der Tat der Schlüssel zu dem ganzen früheren geologischen wie völkertkundlichen Rätselkomplex liegt: der Abstand zwischen Norwegen und Grönland ist nicht immer so breit gewesen wie heute. Darüber hinaus sind die Kontinentalsockeln der nördlichen Halbkugel dem Nordpol viel näher gewesen als heute, woher ihre Vereisung und – da sie eng aneinander gelehnt fast einen Block bildeten – der leichtere Austausch ihrer Menschen, aber auch die Gemeinsamkeit von deren Lebensbedingungen zu erklären ist.

Von hier aus erklärt sich auch die immer noch bei uns anzutreffende Vorstellung vom Norden als Urheimat, und die Anziehungskraft des Nordens auf die Phantasie gewisser europäischer Völker: wie sollte man ohne einen solchen physiologischen „Atavismus“ sonst den fast mystischen Sinn für die Ausrichtung nach Norden erklären, der sich bei uns erhalten hat und der doch in unserer heutigen Breitenlage eigentlich unverständlich sein muß? Soviel ist sicher, daß nicht alles so feststehend und unbeweglich ist auf dieser Erde, wie es uns manche Wissenschaftler um der Bequemlichkeit ihrer Thesen willen glauben lassen wollen. Gottseidank gibt es noch Raum für Unerforschtes und Unerforschliches, selbst in unserem 20. Jahrhundert.

Unsere bretonischen Fischer sind bis zum heutigen Tage der Übung ihrer Vorfäter, auf den Neufundlandbänken zu fischen, treu geblieben; ob aber die Entfernung damals dieselbe war wie heute, wer kann das wissen?

Die vorstehenden Ausblicke bleiben vorerst im Bereich der Hypothesen, sie vermögen jedoch bereits von einem wichtigen Entstehungsfaktor des bretonischen Volkes eine Vorstellung zu vermitteln. Es ist unserer Auffassung nach ebenso töricht, unsere vaterländische Geschichte erst mit der Einwanderung der Nordleute anfangen zu lassen, wie der Versuch unserer französischen Schulbücher, sie erst mit der Hochzeit der Herzogin Anna von der Bretagne mit einem französischen König zu beginnen. Die Seele unseres Volkes hat tiefe, tausendjährige Wurzeln und diese müssen wir kennen, wenn wir uns kennen wollen. Es wäre jedoch völlig verfehlt, wollten wir heute unter uns den nordischen Kelten von dem „Präkeltien“ der Großsteingraberzeit zu unterscheiden versuchen. Diese beiden Bestandteile – und sie sind nicht allein – haben sich bereits in vor- und frühgeschichtlicher Zeit eng verbunden und schon unsere älteste Dichtung in keltischer Sprache hat eine Synthese aus diesen verschiedenen Komponenten hergestellt. Sie alle haben ihre endgültige Form und Gestalt in der keltischen Geisteshaltung gefunden; und die völkischen Überlieferungen, zu denen sie geführt haben, stellen nach Wesen und äußerer Form eine wundervolle Einheit dar.

Lassen wir zum Abschluß unsere ältesten Barden sprechen, denn wer hätte unserer Massenseele schöneren Ausdruck verliehen als sie? (18)

1. Klagegedicht der Alten von Beara.

Ich bin die Alte von Beara und trug früher stets ein neues Kleid; jetzt aber ist meine Not so groß, daß nicht einmal ein zerchliffenes Kleid mir geblieben ist.

Ihr seht nach dem Reichtum und nicht auf den Mann; damals, als wir lebten, sahen wir zuerst nach den Männern.

Meine Arme sind heute knochig und dürr; früher waren sie weich und wußten wohl den Hals eines Körpers zu umschmeicheln. Es gibt für mich kein vertrautes Gespräch mehr und kein Lämmchen ziert mehr meine Hochzeitstafel. Mein Haar ist grau geworden und ich habe es mit einem Kopfstuch zugedeckt, denn es ist nicht schade drum.

Der Stein der Könige von Tara und Konans Thron in Bregon stehen lange schon im Sturm und Wetter und ihre Gräber werden schmucklos sein und dann zerfallen . . .

Ich weiß, was sie jetzt gerade tun: sie rudern unentwegt durch das Schilfsrohr des Sees von Alma, und kalt ist der Ort, wo sie schlafen . . .

Die Flut und die zweite Welle der Ebbe, beide sind über mich hinweggegangen und so kenne ich sie nun genau.

Die Flut steigt nun nicht mehr bis zu meiner stillen Hütte. Obgleich mehr als einer im Dunkeln ist wie ich, hat sich doch über sie alle eine Hand gelegt . . .

Glücklich ist die Insel im weiten Meer, zu welcher nach der Ebbe die Flut wieder kommt! Ich aber will nicht mehr warten bis die Wellen bis zu mir heraufsteigen.

2. Das Lied vom Wiedersehen nach dem Tode.

Schweige, Weib, und sprich mich nicht an! Meine Gedanken sind nicht bei dir, meine Gedanken sind noch in der Schlacht von Zeic. Mein blutüberströmter Leib liegt noch feillich am Ufer-

hang und mein Haupt ist noch ungewaschen, mitten unter den anderen Kriegeren in wilder Verwirrung.

Es ist Verblendung, sich auf ein Wiedersehen zu verabreden, ohne daran zu denken, daß der Tod uns überraschen kann; und dies Wiedersehen, das wir uns versprochen hatten, ich habe es dir gehalten bis in den bleichen Tod.

Nicht ich allein hatte mich aus Leidenschaft dahin verirrt, daß ich einem Weibe begegnen wollte. Aber ich werfe dir nichts vor, obgleich du es warst, für die ich mich schlug. Traurig und jämmerlich ist nun dies unser letztes Wiedersehen . . .

Von einer Lanzenspitze kam Morrigan zu uns; sie war es, die uns begeistert und angefeuert hat. Unzählige Toten bettet sie nun und lacht ihr schauriges Lachen dazu.

Ihre Mähne hat sie in den Nacken geworfen; man braucht ein starkes Herz, um standzuhalten vor ihr. Laß dich nicht vom Schrecken überwältigen, wo sie so nahe ist!

Gegen Morgen will ich mich von allem trennen, was menschlich ist und dem Zug der Krieger folgen. Und du geh nach Haus, verweile nicht länger hier, denn die Nacht geht zu Ende.

Zu allen Zeiten wird man sich dieses Liedes von Gorthad erinnern, und was ich dir berichtet habe, wird nicht in Vergessenheit geraten, wenn du an meine Bitte denkst . . .

Ich höre schon den dunklen Vogelruf, der alle die Treuen noch einmal freudig begrüßt. Meine Stimme, meine Gestalt gleichen einem Gespenst. Schweige also, Weib, und sprich mich nicht an!

3. Wiegenlied von Diarmaid und Grainne.

Schlafe, schlaf ein wenig und fürchte nichts, Diarmaid, Sohn des D'Duibhne, denn dir habe ich meine Liebe geschenkt! Schlafe ruhig, Nachfahre der Duibhne, mein edler Diarmaid, denn ich wache unterdessen bei dir, Sohn des schönen D'Duibhne! Dein Schlaf sei ruhig und leicht wie einstens der Schlaf von Dedinadh im Süden, als er Morann's Tochter freite trotz Conall mit dem roten Zweig!

Dein Schlaf sei ruhig und leicht wie einstens der Schlaf der schönen Ginnchadh von Assaroi im Norden, als er gegen den Willen von Gaibhe Hartkopf das Mädchen Elaine entführt hatte. Dein Schlaf sei ruhig und leicht wie einstens der Schlaf der Galian-Tochter Aine, als sie beim Fackelschein mit Dubhthach von Doirinis entflohen war.

Dein Schlaf sei ruhig und leicht wie einstens der Schlaf der tapferen und stolzen Degha, als er gegen den Wunsch des wilden Dichell von Duibrheann die Tochter von Dinn Coinchenn genommen hatte.

Unsere Trennung ist wie ein Abschied bei den Kindern aus dem gleichen Haus, die Trennung von Leib und Seele, du Held des leuchtenden See von Garman . . .

Der Hirsch im Osten dort geht nicht zur Ruh und hört nicht auf zu schreien; er hat keine Lust zum Schlafen, obwohl er jetzt im Amselfwäldchen steht.

Die Hündin geht nicht zur Ruh und sorgt sich um ihr kleines Kitz; sie schläft nicht ein in ihrem Unterschlupf.

Auch der Auerhahn schläft nicht auf der Heide, über deren Hügel der Wind streicht; lockend klingt sein Ruf, aber er schläft nicht dort bei den Bächen.

Schlafe, schlaf ein wenig und fürchte nichts, Diarmaid, Sohn des D'Duibhne, denn dir habe ich meine Liebe geschenkt!

Es ergreifend sind diese alten gälischen Gesänge gewesen, daß ihre Wucht uns heute selbst

durch die Übersezung hindurch zu packen weiß und uns das gefühlsmäßig nahebringt, was keine Erklärung uns geben kann: die stolze Gewißheit, Kelten zu sein!

In diesen vor vielen Jahrhunderten entstandenen Gesängen spricht unser Herz und unsere Landschaft, ja unsere Art zu sprechen mit einer Deutlichkeit, welche aus Wunderbare grenzt und tiefe Sehnsucht in uns wachzurufen imstande ist. Ganz plötzlich erscheint uns die Rolle des Keltentums vor Augen in all seiner Stummen und nur in unserem Wesland nicht ganz vergessenen Größe. Die Kelten haben ja den verschiedenen unterworfenen Völkern und rivalisierenden Sippen unseres Landes etwas von ihrer kriegerischen Kühnheit, ihrer Wanderfreude und von ihrem Stolz mitgebracht. Ihnen ist es zu danken, daß im Westen Europas zwei ganz junge Völker aufstehen konnten: Irland und die Bretagne, Eire und Breiz, die beide das Bewußtsein von ihrer Pflicht zu ehrerbietiger Anhänglichkeit an die Erbschaft ihrer Ahnen nicht verlieren werden.

Diese beiden Völker allein tragen heute noch stolz und standhaft in ihrer Sprache, in ihrer mutigen Haltung und in ihrer Lebenswürdigkeit das Erbe des Keltentums.

(1) Armorica war der vom keltischen „Amor“ (= Land am Meer) abgeleitete lateinische Name der heutigen Bretagne bis zu ihrer keltischen Neubefiedlung im 5.-7. Jahrhundert n. Z. — (2) Vgl. hierzu Louis Gougan, Les chrétientés celtiques. Paris 1911. Christopher Dawson, Les origines de l'Europe et de la civilisation européenne. (Trad. franc. E. Halphen), Paris 1934; und vor allem: Heinrich Zimmer, Über die Bedeutung des irischen Elementes für die mittelalterliche Kultur. In: Preussische Jahrbücher, Band 59 (1887). — (3) Vgl. vor allem Anatole Le Braz, La légende de la Mort chez les Bretons armoricains. Letzte Auflage. Paris 1928. 2 Bände. — (4) Die Mythologie der heidnischen Kelten stellt vorzüglich dar H. Hubert, Les Celtes, Bd. II. Paris 1932. Über die Germanen handelt in französischer Sprache am ehesten eine Übersetzung des Schweden T. E. Karsten, Les anciens Germains. Paris 1931. — (5) Zum besseren Verständnis für das große Werk über die bretonischen Heiligen von Albertus Magnus empfiehlt sich die Arbeit von Abbé J. Duine, Notes sur les saints bretons. 3 Bände. Rennes 1902-1906. Dazu die Dissertation A. Vergillière, Les saints et l'organisation chrétienne primitive dans l'Armorique bretonne. Rennes 1925. — (6) Der Untergang des Abendlandes, Bd. I. München 1923, S. 518-520. — (7) Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. I. Tartessos und Malschia. (In: Feden und Aufsätze, München 1938.). — Unter den französischen Arbeiten zur Vorgeschichte sei hier verwiesen auf Jacques de Morgan: L'humanité préhistorique. Paris 1924. — (8) Vgl. hierzu die Arbeit von Gaston Douppel, Histoire de la campagne française. Paris 1932. — (9) Vgl. A. Besmering, L'Atlantide. Paris 1935, und P. Le Gour, A la recherche d'un monde perdu. L'Atlantide et ses traditions. Paris 1931. — (10) Vgl. hierzu H. Hubert, Les Celtes. 2 Bde. Paris 1932; E. Mac Neill, Phases of Irish history. Dublin 1919; P. W. Joyce, A social history of ancient Ireland. London-Dublin 1903, 2 Bde. — (11) Die im ganzen vorzügliche Arbeit von H. Hubert (Les Celtes) hat den großen Nachteil eines oft stark französisch und „klassisch“ gefärbten Blickpunktes. In bretonischer Sprache liegen vor: R. Mordeim und Abhervé, Notennou diwar-benn ar Gelted koz (Bemerkungen über die alten Kelten), 12 Lieferungen 1911 bis 1922. (Anonym), Sketla Segobrani. St. Brieuc (3 Bde.) 1923/25. R. Nordiem, Istor ar Bed (Weltgeschichte). 4 Bände. Brest 1930-1938. — (12) Herman Wirth: Der Aufstieg der Menschheit. Untersuchungen zur Geschichte der Religion, Symbolik und Schrift der atlantisch-nordischen Rasse. Jena 1928. — (13) Es ist bekannt, daß gewisse Küstenstriche der Bretagne, insbesondere die südwestlichen Sandungen und die Inseln Sein und Ouessant, in beträchtlicher Anzahl einen sehr alten Bevölkerungstypus aufweisen, der in keiner Weise an die „blonden“ Eroberer aus dem Norden erinnert; wer weiß, ob von hier nicht eine Verbindung hinüberführt zu den atlantischen Mauern der Kanarischen Inseln oder zu den dunkelhäutigen Seeräubern, die in der Frühzeit Irland heimgesucht haben? Jedenfalls finden sich alle diese Völker auf der großen Straße der Großsteingrüber. — (14) Vgl. hierzu H. Bauchat, Manuel d'archéologie américaine. Paris 1912; P. Giffartel, Etude sur les rapports de l'Amérique et l'Ancien Continent avant Ch. Colomb. Paris 1869. — (15) Vgl. G. Montandon, Traité d'ethnologie cyclo-culturelle. Paris 1934 und S. Birket-Smith, Moeurs et coutumes des Esquimaux. Paris 1936. — (16) Vgl. hierzu Wilhelm von Humboldts grundlegende Untersuchungen über die Ureinwohner Spaniens an Hand der basitischen Sprache. — (17) Vgl. Alfred Wegener, Die Entstehung der Kontinente und Ozeane, und E. de Martonne, Traité de géographie physique. 4. Auflage. Paris 1928. — (18) Die folgenden drei Abschnitte aus Dichtungen der älteren irisch-gälischen Literatur sind nach der französischen Fassung des kleinen Handbuches von S. Dottin, Les Littératures celtiques. Paris 1924, S. 151/154, ins Deutsche übertragen.

Wilhelm Pegler

Witz, Humor und Komik in der deutschen Volkskunde

Halten wir innerhalb der deutschen Volkskunde Umschau nach Lebensgebieten, die bislang noch nicht in wünschenswertem Maße berücksichtigt worden sind, so sind das unter den geistigen Erscheinungen Witz und Humor und Komik, und unter den sachlichen Erscheinungen die Schiffsformen. Allerdings fehlt es nicht an verheißungsvollen Ansätzen auf diesen beiden Gebieten (1); aber die große einheitliche Erfassung des gesamten Bestandes an Belegen und ihre Durcharbeitung nach einheitlichen Gesichtspunkten steht noch aus. Für die wissenschaftliche Behandlung der volkstümlichen Schiffsformen ist nun durch die Einrichtung der Abteilung „Seefahrt und Volkskultur“ innerhalb des Reichsinstituts für Seegelungsforschung die Grundlage gegeben, für die wissenschaftliche Erfassung des überreichen Bestandes an volkstümlicher Komik, vornehmlich an Witz und Humor soll im folgenden versucht werden, neue Richtlinien zu geben (2).

Witz und Humor sind für die deutsche Volkskunde der Gegenwart aus zwei Gründen ganz besonders beachtenswerte Lebensgebiete, einmal weil augenblicklich der Ernst des europäischen Entscheidungskampfes die Gemüter gefangenhält und ihm gegenüber die im deutschen Volkstum verankerte germanische Heiterkeit der Lebensauffassung um so mehr, nicht nur praktisch, sondern auch wissenschaftlich ans Licht gestellt werden muß, zum andern weil die von der neuzeitlichen Volkskunde als Grundlage des Volkslebens und Volkswirkens betonte Gemeinschaft in besonders hohem Grade gerade auch für Witz und Humor und Komik den besten Lebensboden abgibt. Mit Recht singt Simon Dach:

„Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt!“

Hinzu kommt noch, daß die Träger des Volksgutes, die bei der neuzeitlichen Volkskunde im Vordergrund der Betrachtung stehen, in diesem Falle die Schöpfer und Verbreiter echter Volksfröhlichkeit, auch ihrerseits gerade aus der Gemeinsamkeit des Lebens, Arbeitens und Genießens zu immer erneuter Schöpfung und Wirkung angeregt werden.

Das Wesen des Witzes zu ergründen, haben sich seit langem Angehörige des europäischen Kulturkreises redlich bemüht. Der Lösung dieser ebenso schwierigen wie reizvollen Aufgabe wird man nun, so hoffen wir, durch planmäßige Sammlung und Sichtung des wertvollen und mannigfaltigen Stoffes erheblich näher kommen. Auf zwei Hauptpunkte aber sei jetzt schon die Aufmerksamkeit gelenkt, nämlich erstens auf die sprachlich-künstlerischen Ausdrucksmittel und zweitens auf die seelische Wirkung des Witzes. Eine von mir vorgeschlagene, allerdings bis jetzt noch unzureichende, Begriffsbestimmung des Witzes lautet folgendermaßen: der Witz ist eine sprachlich-geistige Erscheinung, eine Kurzzerzählung, deren Inhalt am allerlesten Schluß durch die „Spitze“ plötzlichen Lach-Ausbruch erzwingt; die „Spitze“ ist das blitzschnelle Erfassen eines überraschend eintretenden unvermuteten neuen, aber durch den Verlauf der Kurzerzählung vorbereiteten und völlig begründeten Zusammenhangs zweier an sich nicht zusam-

mengehöriger, sondern im Gegensatz stehender Erscheinungen, der immer komisch wirkt. Am klarsten ist diese Sachlage beim Wortwitz, dessen Wirkung auf der Doppelbedeutung eines Wortes beruht. Hierbei ist die eine der beiden Bedeutungen von vornherein klar, die andere springt als Folge des Inhalts der Kurzerzählung oder eines Teiles derselben plötzlich in dieses Wort hinein, das nun vom Hörer mit volstem Recht so oder so aufgefaßt werden kann, da beide Bedeutungen begründet sind. Auf diese Weise gewinnt der Hörer völlige Freiheit und Wahlwillkür in bezug auf die beiden Bedeutungen, die im kleinsten Punkte, dem Worte, unlösbar verbunden sind; das gibt dem Hörer, im Gegensatz zu der sonst im Leben unbedingt notwendigen Eindeutigkeit jedes Wortes, ein sonst nicht in so starkem Maße vorhandenes Freiheits- und Herrschaftsbewußtsein, so daß höchstes Lustempfinden, das sich nun im Lachen auslöst, die Folge ist. Mit Recht hat man geäußert: „Der Witz ist ein rein geistiges Geschehen in der Seele des Zuhörers.“ Insofern trifft der alte Fritz den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Der Witz ist das Niesen des Verstandes.“ Über die Ausdrucksmittel des Sprachlich-Komischen im allgemeinen sei nur noch hinzugefügt, daß diese in sich steigender Reihe vom Laut über die Silbe zum Wort führen, daß aber Sinn und Bedeutung dabei immer die geistige Führung haben.

Die volkstümliche Bedeutung des Wises – das sei gleich hier vorweg gesagt – ist doppelter Art. Zunächst in praktischer Hinsicht: Es spielt der Witz innerhalb der Gemeinschaft deutscher Menschen eine ganz ungeheure Rolle als eines der besten Unterhaltungsmittel. Sodann in wissenschaftlicher Hinsicht: Der Witz ist ein Kennzeichen der Menschenart, insofern er nach Inhalt oder Form einem bestimmten Berufskreise, Kulturabschnitt, Volksstamm oder Volk entspricht; in dieser Hinsicht kann fast jeder Witz volkstümlich ausgewertet werden.

Weitere Klarheit über das Wesen des Wises gewinnen wir, wenn wir darangehen, ihn gegen Nachbargebiete abzugrenzen. Mit ihm gehören die Anekdote und der Schwank zu den Kurzerzählungen. Die Anekdote ist eine Kurzgeschichte, die in knappster Form einen bedeutenden Menschen oder eine bedeutende Tatsache der Geschichte dem Verständnis und der Anteilnahme des Zuhörers näherbringt, indem die sonstige Unnahbarkeit der Persönlichkeit oder die Fremdheit des Ereignisses durch Betonung des allgemein Menschlichen gemildert oder gar aufgehoben wird, wobei aber die wahre Größe in ihrem Wesenskern um so heller erstrahlt. Im Gegensatz hierzu ist der Schwank eine Kurzerzählung, die in immerhin behaglicher Breite allgemein menschliche Schwächen oder Unvollkommenheiten in komischer Form so vorführt, daß ein gemüthliches Schmunzeln des Hörers erreicht wird, dessen schroff ablehnende Haltung sich nun in milde Duldung wandelt. Es mag hier erlaubt sein, zur Klärung der Stellung des Wises innerhalb des großen Reiches des Lächerlichen auch einmal einen Blick auf eine außenstehende Erscheinung wie etwa das Volksmärchen zu werfen, dessen Wesen sich befriedigend bestimmen ließ, wie Mackensen dies getan hat. „Volksmärchen, das ist eine Kunsteinheit von Form, Inhalt und Lebensbedingtheit; die mündliche Überlieferung regelt weitgehend die Form, den Inhalt; aber auch die soziale Stellung des Erzählers prägt entscheidend die Inhaltsgestaltung mit.“ Allerdings hat auch das deutsche Märchen Übergänge zu Nachbargebieten („Seine Beziehungen zum Schwank sind inniger als die des russischen Volksmärchens, das schärfer zwischen ernstem Märchen und Witzgeschichte scheidet“), und verschiedene Auffassung des Erzählers zum Inhalt („Im Schwankmärchen wird das Wunderbare belächelt, im Lügenmärchen wird das Wunderbare verurteilt“), aber die Mannigfaltigkeit des Lächerlichen ist weit größer

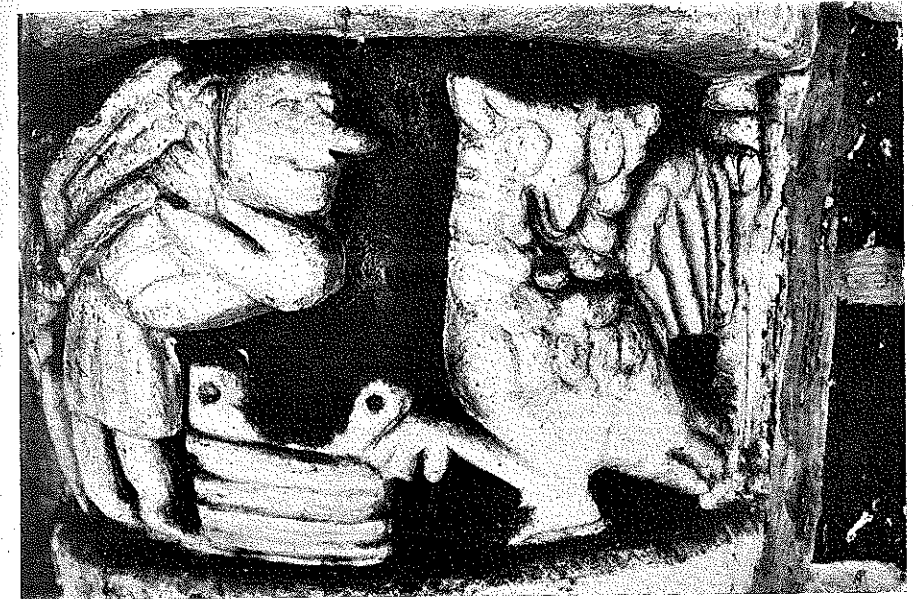


Abbildung 1. Komische Tierplastik in Kloster Eberdorf bei Alzen. Eule und Rippenträger am Bottich. Aufnahme Provinzialkonservator Hannover

und die Grenzen der inneren Gliederung und der äußeren Umschließung sind bei ihm viel fließender als beim Märchen.

Ist die Begriffsbestimmung des Lächerlichen, des Komischen, des Humors und des Wises an sich schon nicht leicht, so ist es noch schwieriger, Volkswitz und Volkshumor und Volkskomik innerhalb des Witzigen, Humoristischen und Komischen abzugrenzen. Gewiß ist es höchst bezeichnend für einen Menschen, einen großen Volksstamm und ein ganzes Volk, was von ihm als lächerlich empfunden wird; aber diese Empfindung für das Lächerliche läßt sich in ihrer Art innerhalb der Gliederung des Volkes sehr schwer abgrenzen; die Schwierigkeit ist um so größer, wenn wir bedenken, daß es die Aufgabe der Volkskunde ist und bleibt, das Typische und Allgemeingültige herauszufinden. Nun überschneiden sich in der Bevölkerung ja immer die senkrechte Gliederung nach Berufen und die waagerechte Gliederung nach Stämmen. So findet man bei genauerem Zusehen, daß manche Witze und manches Lächerliche der Ausdruck bestimmter Berufe einerseits und bestimmter Volksstämme andererseits sind; immer aber kommt es auf die wurzelechte Denkart und die Eigenart an, die im Witzigen, Komischen und Lächerlichen sich ausdrücken. Diese innere Haltung des Menschen braucht nun nicht durchaus nach Stand und Landschaft genau gegliedert zu sein, damit das von ihr als lächerlich Empfundene volkstümlich ist. Es gehört also nicht zur Volksmäßigkeit des Lächerlichen und Komischen, daß es unbedingt auf einen Beruf oder einen Bezirk beschränkt ist. Noch viel mehr als in dem Verhältnis zwischen Kunstlied und Volkslied, von hoher Kunst und Volkskunst ist in der Beziehung des Witzigen und Komischen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen ein fließender Übergang. Das ohnehin Volksmäßige wird aber sicherlich meistens

um so stärker zur Geltung gebracht und empfunden, je mehr es der Eigenart von Tätigkeit und Beruf und namentlich von Ort und Landschaft, Stamm und Volk zum Ausdruck verhilft. Dies kann aber sowohl durch den Inhalt wie auch durch die Form und schließlich durch beide gleichzeitig geschehen. Auch hier sucht die Kunde von der volkstümlichen Komik den Volksmenschen als Träger. Dabei kommt es nicht auf die Art des Inhalts und die Hochwertigkeit der künstlerischen Leistung an. Mit Recht sagt Albrecht Keller (3) in seiner Volksphysiologie über die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors: „So manches Witzwort, das unter der breiten Vinde zum erstenmal lachend von Mund zu Mund hüpfte, verrät so seine Auffassung, so viel Gemüt, wie wir's in unseren schönsten Sagen und Märchen nicht reizender finden. Manch hübsche Erzählung mag sich aus einem derartigen Scherz entwickelt haben; so ist ja wohl die Geschichte von den Sieben Schwaben entstanden, über die unsere Kinder Tränen lachen. Und auch die kurzen Neckereien, selbst einzelne Spitznamen sind Spiegelbilder der einfachen Volksseele . . . Wenn nur die Lust befriedigt werden kann. Wählerisch ist das Volk nicht, solange die Späße, die man ihm aufstischt, aus der eigenen Welt genommen sind.“

Eingedenk der warnenden Feststellung Goethes, daß die Deutschen in Gefahr sind, über allem schwer zu werden, wollen wir nun die Beispiele des Witzigen und Komischen selbst sprechen lassen. Den Anfang sollen die Marterln machen, wie sie z. B. Ludwig von Hörmann (4) auf seinen Tiroler Heimatfahrten in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zusammengetragen hat. Hier kommt nicht nur Volkstümlichkeit, sondern auch oft genug – dem Ernst des Todes zum Trotz – unfreiwilliger Humor zur Geltung.

„Er starb zum größten Leidwesen seiner Gemeinde eines seligen Todes.“ (Grabstein des Pfarrers in Kematen.)

„Hier liegt mein Weib, Gott sei's gedankt,
Bis in das Grab hat sie gezankt.
Lauf, lieber Leser, schnell von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.“ (Dorf Tirol 1788.)

„Durch einen Ochsenstoß
Kam ich in des Himmels Schoß.
Mußt ich auch gleich erblaffen
Und Weib und Kind verlassen,
Kam ich doch zur ewigen Ruh'
Durch dich, du Rindvieh du.“ (Am Wege nach Salshaus, Passier.)

Von anderen Grabchriften seien zwei Belege angeführt, der eine aus dem oberdeutschen Süden, der andere aus dem niederdeutschen Norden.

„Der Mann hat neunzig Jahr gelebt Und scharfte manchen ein; Wer andern eine Grube gräbt, Fällt endlich selbst hinein.“	„Hier rauhet Johann Merkel. In seiner Jagde was he en Ferkel, In sin Oller was he en Swin; Wat mag he nu woll sin?“
---	--

Ein feiner Humor spricht aus den Worten, die am Eingang eines alten Kirchhofs in Oldenburg stehen: „D ewich is so lank.“ (5)

Alle Inschriften bringen, da Kürze die Seele des Witzes ist, durch die Kürze der Form, die sie erhalten haben, Steigerung der Spannung und damit der Wirkung des Komischen. Hinzu

Abb. 2. Steinfigur eines Zwerges, ehemaliger festsäblicher Hofnar. Aufn. Heimatmuseum Kempten.



kommt, wie wir gesehen haben, bei den Grabchriften als besondere Art der Steigerung der Gegensatz zwischen dem beabsichtigten Ernst und dem gegebenen Spaß. Bei anderen Inschriften genügt oft schon der beabsichtigte Spaß, um die Wirkung des Komischen ganz oder teilweise zu erreichen. Halten wir unter den Hausinschriften Umschau, so finden wir auch solche, die sich gegen den Wanderer, der das Gebäude gaffend anstaunt, wenden:

„Ich Aff' steh' und gaff,
Und weil ich gaff' und steh',
So könnt' ich weitergeh'.“ (Schwarzwald.)

Reiche Gäste sind willkommen, armselige aber unerwünscht:

„Lieber Gast, komm geschwind herein,
Hast du Geld, hab' ich guten Wein,
Hast du feins, kannst du drüben einkehren,
Dort ist der Brunnen mit zwei Röhren.“ (Pfalz) (6)

Auch im Innern des Hauses gewinnt die Spruchweisheit heitere Art in Inhalt oder Form.

So erscheinen unter den schwäbischen Ofenwandsprüchen (7) auf den Tontafeln, die hinter den eisernen Kastenöfen zu 80–150 Stück eine Ofenwand bilden, allerlei spöttische:

„Ein Weib, das nicht schilt,
Ein Hund, der nicht billt,
Eine Kage, die nicht maußt,
Die sind nichts nuß im Haus.“

Sehr bekannt sind aus allen deutschen Landesteilen die Inschriften auf der Töpferware. So lesen wir auf alten Steinguttellern folgenden Spruch:

„Meine Frau heißt Eisebet,
Ich wollt, daß sie ein anderer hätt!“

Vor dem Diebstahl eines Buches warnt folgendes lateinisch-deutsche Mischlied, das auf der inneren Seite eines Buchdeckels steht:

„Hic liber est mein,
Ideo nomen meum scripsi drein.
Si vis hunc librum fahlen,
Pende bis an der Kehlen;
Tunc veniunt die Raben
Et volunt tibi oculos ausgraben.
Tunc clamabis Ach, ach, ach!
Ubique tibi recte geschach.“

Boshafte Warnung spricht aus einer Strophe, die im Lübecker Rathhaus einen Raum schmückt, in dem die Junker ihr Hochzeitmahl zu halten pflegten:

„Mannich man lude synghet
Wen man de Brudt em bringhet;
Wiste he wat man em brochte
Dat he veel leever weenen mochte.
Mancher Mann laut singet,
Wenn man die Braut ihm bringet.
Wüste er, was man von ihm brächte,
Biel lieber er weinen möchte.“

Volkstümliche Komik bringt auch das Volkslied, besonders in der Kurzform des Schnaderhüpfels, das, wie Grassberger meint, des Bauern Liebeslied und Humoreske, Spruchweisheit und Spiel- und Kampfaufforderung ist.

„Was nußt dir a Cheasen,
Wenn't nit damit fahst, –
Was tuast mit dem Geld, Narr,
Wenn't alleweil sparst?“

Wertvolles Witzgut bergen auch die Redensarten, in denen Edmund Höfer (8) „eine Charakteristik des deutschen Volksgeistes, die einzigartig ist, . . . eine derbfrische, kernhafte Daseinsbejahung“ findet, und die Sprichwörter, beide durch ihre Kürze zur scharfen Herausarbeitung

von Gegensätzen wohl geeignet. Für niederdeutsche Volksart bezeichnend sind die Gegenüberstellungen einer Lebensregel und einer mit ihr in Widerspruch und in Einklang stehenden Handlung in vielen plattdeutschen Sprichwörtern.

„Man mot allens leern, säd de Jung, do smeer he sid Budder up den Pantfoten.“

„It herow mi to'r Ruhe settet, sä Hans, do wör he Brödräger worden.“ (9)

Im Inhalt reichhaltiger, an Form ungleichmäßiger als Redensart und Sprichwort ist der Schwank. Es genügt, diesen hier kurz zu streifen, da über sein Wesen und Werden hinreichend viele gute und kluge Veröffentlichungen vorliegen, sowohl in Literaturgeschichten wie in Sammelausgaben. Nachschlagewerke zum schöngestigen Schrifttum mit ausführlichen Quellenangaben belehren folgendermaßen darüber. „Schwank, im späten Mittelalter und besonders 16. Jahrhundert, scherzhafte Erzählung oder possenhafte kurze Komödie, volkstümlich, oft sehr derb, mitunter sogar zotenhaft, in der Mehrzahl zu sog. Schwankbüchern zusammengefaßt (z. B. Paulis Schimpf und Ernst, das Volksbuch von den Valenbürgern, Hans Sachsens Fastnachtspiele“ (10). Ferner „Schwank (dramatischer) siehe Lustspiel. Schwank (epischer) § 1. Scherzhafte, lustige Erzählung, gereimt und in Prosa, bald anekdotisch kurz, bald novellenhaft ausgezogen; im Ton häufig derb, gern ins Obszöne gleitend, von oft lehrhafter Tendenz“ (11). Als Beispiel genüge ein Beleg aus der 1519 im Manuskript vollendeten Sammlung „Schimpf und Ernst“ des elsässischen Franziskaners Johannes Pauli (12), der nach moralischen Begriffen (Trägheit, Geiz, Wahrheit) und nach Ständen (Urteilsprecher, Wirte, Pfaffen) einteilt, aber die Vorführung in buntestem Wechsel bringt. Epafisch wie der Titel „Schimpf und Ernst“ heißt das Buch mit Namen, durchläuft es der Welt Handlung mit ernstlichen und kurzweiligen Exempeln, Parabeln und Historien, nützlich und gut zu Besserung der Menschen“ ist auch sein Inhalt z. B. Nr. 614: „Dem Thüringer gab man 25 Streich. Als einmal kam ein Buer, der bracht gar hübsch Biren in einer Blaten, die wolt er einem Herren schenken; wan der Her af dieselben Biren gern. Der Portner wolt in nit ynlassen, er wolt dan im das Halb geben, das im geschenkt würd. Er sagt es im zu. Und da er für den Herren kam, da ward er wol empfangen. Der Her sprach: Gut Geßel, was sol ich dir schenken? Er antwort und sprach: 50 Streich uff mein Rucken. Der Her sprach: Warum? Da sagt im der Buer, wie es im ergangen was. Also hieß man den Portner kumen und gab im 25 guter Streich; aber dem andern thet man nit we.“

Mit den Schwänken sind die Witze bisweilen inhaltlich durch die Gleichheit des Motivs und erzählungsmäßig durch unmittelbare Einstreuung verbunden. Die Form ist aber viel straffer, die komische Wirkung viel stärker. Vor allem ist die Erforschung des Wesentlichen hier viel schwieriger. Die Forschung darf aber nicht einseitig vorgehen, sondern sollte den vorliegenden Stoff der Komik insgesamt untersuchen, um dann dem Witz, dem Schwank, dem Witz usw. jedem sein Eigenes zu geben. Die Scherzforschung hat ihren reichen Stoff nun nach dem Verhältnis des Scherzstoffes zu Einzelpersönlichkeit und Volksgruppe, ferner zu Ort und Zeit zu untersuchen.

Was Scherz und Einzelpersönlichkeit betrifft, so sind die hier bestehenden engen Beziehungen von zweierlei Art. Entweder ist die Person der Gegenstand und Inhalt von Witz und Komik, die von ihr handeln, oder sie wird der Träger des Witzes, der von ihr erzählt wird. Ein Beispiel für ersteres: Ein Ortsvorsteher erhält vom Regierungs-Präsidenten die schriftliche Anfrage: „Sind der Karl Meyer und der Karl-Hans Meyer, die beide in Ihrem Orte wohnen

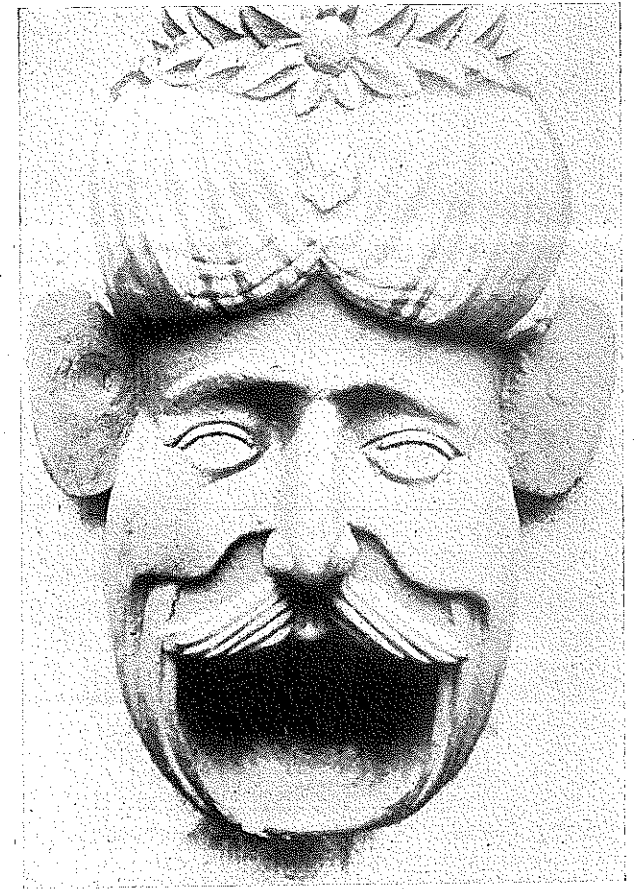


Abbildung 3. Grabstein von Dr. Eisenbart in Hn.-Münden an der Agidienfiede. Aufn. Bildarchiv.

sollen, identisch?" Nach längerer Überlegung schreibt der Befragte: „Der Karl Meyer ist nicht identisch, aber der Karl-Hans Meyer, der ist identisch, der steht auf der Säuerliste.“ Gegenstand des Witzes ist auch Eulenspiegel, der als urkräftige Gestalt niederländisch-ostfälischer Volksart aber auch viele zu seinem Wesen passende Späßigkeiten auf sich gezogen hat. Sein Name ist nach Lappenberg „vermutlich einer größeren Menge von Menschen in deutschen und welschen Landen bekannt geworden, als derjenige der berühmtesten Helden der politischen Geschichte“. Die Hauptquelle unserer Kenntnis von Eulenspiegel ist das Volksbuch von Eulenspiegel, das 1515 zuerst gedruckt wurde. In Eulenspiegel steht Holoff einen bezeichnenden Vertreter des Menschenschlages in Ostfalen, „wo das schwere Sachsen- und Cheruskerblut durch einen kleinen mitteldeutschen Einschlag etwas flüssiger, etwas spritziger ist.“ (13)

Als Träger des Scherzes erwirbt der Erfinder, Erzähler und Sammler desselben sich nicht geringe Verdienste. Als Erfinder stehen die beiden Niederdeutschen Wilhelm Busch und Lügen-Münchhausen im Vordergrund. Wilhelm Busch verbindet in genialer Weise das Scherzhafte des Wortes mit jenem des Bildes, getragen dabei von tiefster Natur- und Menschen-

Abbildung 4. „Klerenker“ aus der Mühle zu Scheidt bei Saarbrücken. Aufn. Bildarchiv Museum Saarbrücken.



kenntnis, die ihn zum Philosophen macht (14). Die Erzählungen des „Lügen-Münchhausen“ fußen auf Ereignissen aus seinem Kriegsleben, könnten aber als „Vorspiegelung falscher Tatsachen“ bezeichnet werden; denn es sind Scherzgeschichten, deren Inhalt unmöglich ist, aber durch die geistvolle Art der Darstellung völlig möglich erscheint (15). Als Stätte dieser ebenso spaßigen wie geistig hochstehenden Erzählungen war Münchhausens Park am Baldrande zu Bodenwerder im Wesertal mit dem Kreise froher Weinzecher ein Ausgangspunkt köstlichster Heiterkeit und Geselligkeit. Lügengeschichten sind im allgemeinen Gemeinschaftsschöpfungen; sie „werden nicht einzeln erzählt, sondern gebündelt; sie gedeihen nur in Familien. Man sitzt zusammen. Einer fängt mit der Gluckerei an, der nächste will ihn übertrumpfen; und schon ist die beste Lügenbeutelei im Gange“ (16). So helfen die Zuhörer selbst mit und so ist die gemeinschaftliche Arbeit höchst erfolgreich. Manche bleiben dann Bewahrer des wertvollen Stoffes und tragen allerlei zusammen. So wird aus dem Erzähler und dem Zuhörer der Sammler. Ein Beispiel ist aus der alten Zeit die Sammlung „Schimpf und Ernst“ von Johannes Pauli; aus der neueren Zeit und der Gegenwart liegen viele Witzsammlungen vor.



Abbildung 5. Münchhausens Gartenhaus in Bodenwerder. Äußeres mit Bergwald und Treppe von vorn gesehen. Aufnahme Bildarchiv Volkstummuseum Hannover

Wie der Einzelmensch im Wiß, sei es als Objekt oder als Subjekt, als Gegenstand oder als Träger des Späßigen, erst im Rahmen der Gemeinschaft zu einer durch Wiederhall gesteigerten Wirkung gelangt, so ist dies bei dem Verhältnis von Scherz und Volksgruppe in noch höherem Maße der Fall. Auch hier treten wieder die beiden Möglichkeiten auf, die Volksgruppe als Inhalt des Scherzes, z. B. indem Wiß über ganze Berufe (Schule, Wehrmacht usw.) gemacht werden oder die Volksgruppe der Träger des Wißes ist, indem Handwerker, Studenten usw. innerhalb ihrer Berufsgruppe nach Inhalt und Form bestimmte Scherze in Umlauf haben. Wenn im ersteren Falle der ganze Stand meist durch einen bezeichnenden Vertreter sogar durch den Namen mit einer bekannten, besonders typischen Einzelpersonlichkeit verknüpft wird – wie z. B. die Kathederblüten mit dem Gothaer Professor Galetti –, so gehören diese Scherze doch mehr zu den Standeswägen als zu den Personenwägen. Was die Beteiligung der einzelnen Berufe an dem Wißgute anbelangt, so sind die Wehrmachtswägen und -geschichten besonders zahlreich. Hier treten zu trefflicheren Wägen humorvolle Erzählungen, humorvoll, insofern sie wirklich von einem alles überwindenden Humor als sieghafter Lebensauffassung getragen werden, die mit Wilhelm Busch sagt: „Humor ist, wenn man trotzdem lacht“. Als Beispiel seien nur zwei Sammlungen genannt. Aus der großen Vergangenheit: „Mit zwei Zentnern durch den Weltkrieg“ (17), aus der größeren Gegenwart: „Soldat Wuppy, Heitere Erlebnisse eines Landfers“ (18). Auch für „Technik und Humor“ gibt es Zusammenstellungen (19). Als die ersten elektrischen Oberleitungswagen in Berlin fuhren, beklagte sich Müller: „So 'ne Straßenbahn is' doch als Verkehrsmittel unpraktisch; wenn der

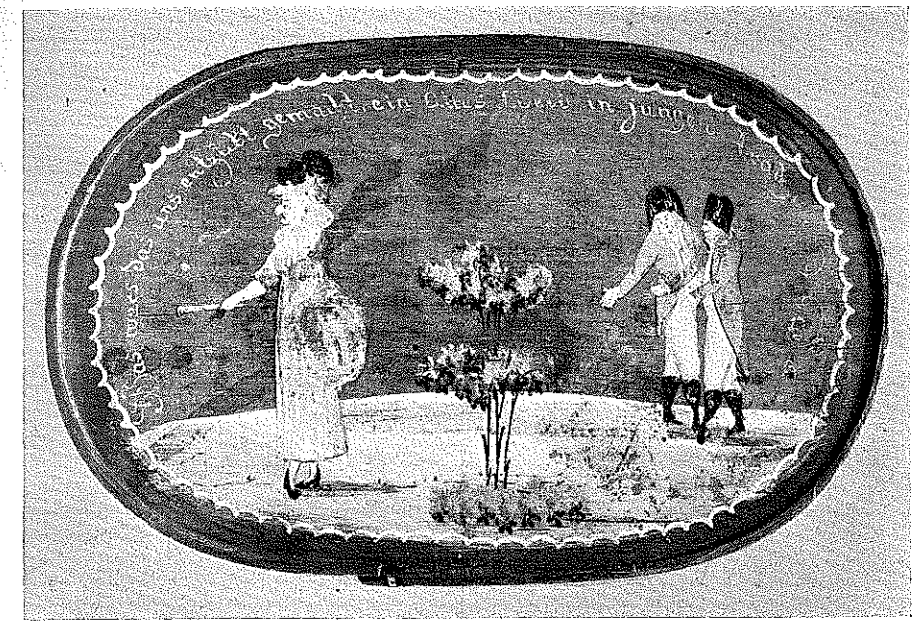


Abbildung 6. Wägenhachtel im Volkstummuseum Hannover. Inschrift: „Was wars das uns entzückt gemacht, ein altes Weib in junger Tracht.“ Aufnahme Bildarchiv Volkstummuseum Hannover

Draht zu Ende ist, kann se nich mehr weiter“; aber Schulze tröstete: „Mensch, det jehz uns doch alle so“. Die Forschung hat zu ermitteln, ob und in welchem Maße Wiß der Berufsgruppen in Inhalt, Form und Ton besondere Ausprägung haben. Darüber hinaus besitzt Allgemeingeltung der Druckfehler (20), der tiefgefühlten Dank zum Ausdruck bringen und den Knorprinzen eine ihm zu Ehren festlich geschmückte Stadt besuchen läßt, der dann bei der Berichtigung als Kornprinz erscheint.

Die Verschiedenheit des Scherzes nach Stamm und Volk hat immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. „Es gibt so viele Humore, als es seelisch erfüllte Räume gibt“, sagt Wilhelm Pinder (21), der den Humor als an Charakter, Blut und Raum gebunden erkannt hat und aktiven althayrischen, passivischen sächsischen, objektiven Berliner und lebenmeisternden Kölner Humor einander gegenüberstellt. So kann Peter Poddel (22) den Humor der deutschen Stämme in mundartlichen Beispielen darlegen und Herbert Schöffler (23) den Wiß der deutschen Stämme mit 150 Beispielen aus vielen Gauen belegen. So kann Siegfried Kadner (24) sogar Rasse und Humor mit Erfolg in Beziehung zueinander bringen. Auf diese Weise wird der große Rahmen gewonnen, innerhalb dessen dann die Komik der einzelnen Volkschläge, z. B. der Appenzeller (25), richtig betrachtet und beurteilt werden kann. „Schlagfertig, geistesgegenwärtig, rücksichtslos und verleidend: so tritt uns vor 500 Jahren der erste Appenzeller Wäpling, leider ohne Namen, entgegen.“ Unter den stammesmäßig gebundenen Scherzbüchern ist wohl jenes von den Sieben Schwaben (26) am bekanntesten.

Die Betrachtung der Stämme und Völker leitet zu der ihrer Wohnsitze, der Landschaften und

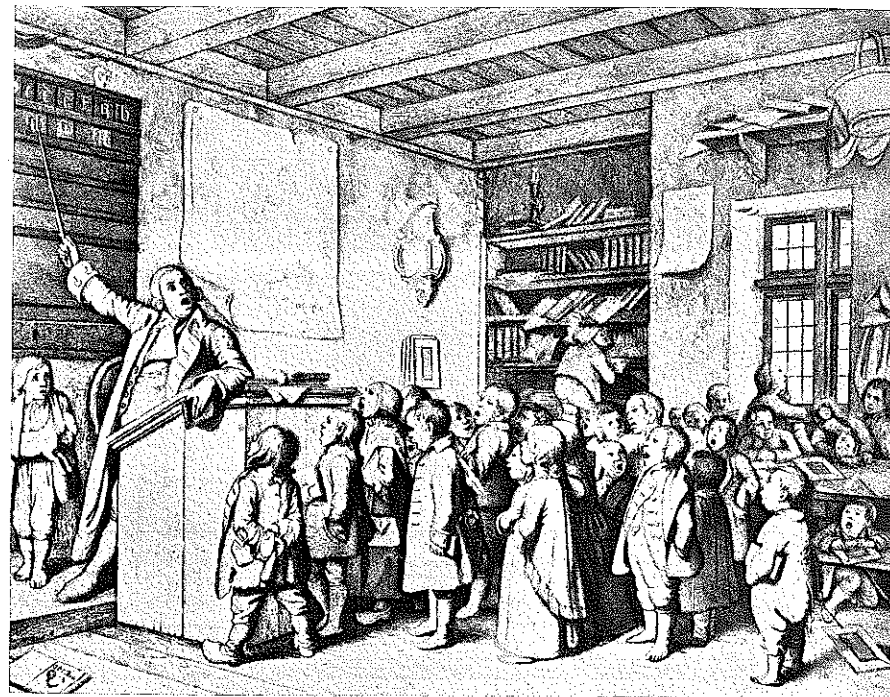


Abbildung 7. „Die Schulfunde“. Zeichnung von Hasenklee. Aufnahme Heimatmuseum Zeulenroda

Länder, über. Wis und Geographie sind durch mancherlei Beziehungen verbunden. Zunächst ist der Lebensraum von Einfluß auf die Art der Lustigkeit, wie – unabhängig vom Stammes-tum – ein Vergleich der Alpenländer und der Waterlande in bezug auf Scherz und Komik zu lehren scheint. Eine Untersuchung hierüber würde eine Aufgabe der Geopsychologie sein. Mit einzelnen Ortschaften verknüpfen sich Witze entweder mehr äußerlich, indem irgend eine komische Tatsache oder ein heiteres geschichtliches Ereignis mit dem Orte verbunden ist, oder mehr innerlich, indem der Ort durch seine Bevölkerungsart oder durch Besonderheiten seines Aussehens Anlaß zu bestimmten Scherzen oder Spöttereien gibt. Zu der letzten Gruppe gehören schon manche Ortswitze (27), vor allem aber die Ulforte wie Schilde (28) und Pulsnitz in Sachsen, Polkwitz in Schlesien, Zeterow in Mecklenburg, Schöppensfeldt und Bugtehude in Niedersachsen, Schwarzenborn in Hessen, Ladenburg im Pfälzerland, Garburg im Elsaß, Ganslosen und Trippstrill in Schwaben, Schrobenausen und Jünfingen in Bayern, Beckum in Westfalen. So ist viel Stoff zur Überschau über die Witzegeographie vorhanden, für deren kartographische Zusammenfassung bereits ein Versuch vorliegt in der „Landkarte des deutschen Humors“ (29). Weiter gehört hierher auch das Wandern von Witzen und ihrer Einzelmotive, wie es seit Jahrhunderten bestimmt, vielleicht sogar seit Jahrtausenden im Gange ist; ein bekanntes Beispiel dafür ist die Übertragung der Übertölpelung des gewissenlosen Ablasspredigers aus der Lombardei nach der Mark Brandenburg. Schließlich ist auch der Beziehung zwischen Wort und Wortgeographie zu gedenken, insofern das Verständnis für jeden Witz

Abbildung 8. Das Zifferblatt der Zälpiher Katscheren im Saale der Katscheren und Schöpfen. Auf dem Arm des Zifferblattes steht „Syn ur eur fall all“, d. h. Ein Uhr, Euer Neden soll zu Ende sein.



unmittelbar vom Verständnis für die Bedeutung der in ihm vorkommenden Wörter abhängt. Die Beziehungen zwischen Wis und Zeit erschöpfen sich keineswegs darin, daß der Wis der beste Zeitvertreiber ist; sie sind zahlreich genug. Zunächst ist das Alter des Wises wichtig: Die Entstehung des Wises als Ganzes und auch in den einzelnen Motiven ist zeitlich gebunden, ebenso auch seine Entwicklung und sein Verblühen im Lauf der Zeit. Schließlich sind auch Inhalt und Form des Komischen wie nach Völkern, so auch nach Zeitabschnitten verschieden.

Nicht nur in der Sprachkomik, sondern auch in der Bildkomik hat Deutschland Treffliches geleistet. Sehr volkstümlich sind die Plastiken des Mittelalters in Stein und Holz (30). Komischen Inhalt haben auch die Terrakotten von Rizenhausen, die das Volksleben in halberhabener Prägung des Tons vorführen (31). Fachwerkhäuser sind nicht selten mit spaßigen Schnitzereien geschmückt. Im westfälischen Münster hält das „Unifuntenhaus“ am Ludgeri-platz durch 32 in Stein gehauene Köpfe am Erdgeschoß die Erinnerung an manches Unikum der Stadt wach. Was Wilhelm Busch, Oberländer und Spitzweg für die geistvolle Erfassung der Komik im Bild bedeuten, ist bekannt genug; auch Ludwig Richter (32) bringt einige Beispiele der Heiterkeit germanischer Lebensauffassung.

(1) Von dem Schrifttum sei nur das allerwichtigste genannt. Walter Vogel, Abschnitt Schiff in Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde Bd. IV (Straßburg 1918–19), Seite 94 und Schiffsarten ebenda Seite 117. Hans Eysenhardt, Die Segelschiffe der deutschen Kleinschiffahrt (Pflanzblätter des Hansischen Geschichtsvereins, Lübeck 1929). B. Hagedorn, Die Entwicklung der wichtigsten Schiffstypen (Veröffentlichungen des Vereins für hamburgische Geschichte, I Hamburg 1913). E. van Konijnenburg, Der Schiffbau seit seiner Entstehung, 3 Bände (Brüssel 1905). – (2) Einen kurzen Überblick über den Bestand enthält mein Handbuch der deutschen Volkskunde II (Potsdam 1934–38) Seite 418. – (3) Albrecht Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volks-humors (Freiburg i. B. 1907). – (4) Ludwig von Hermann, Märclein und Grabschriften, Auswahl (Erfurt 1938). – (5) Adam Brede, Volkstümliche Inschrift in Wilhelm Pfeiler, Handbuch der deutschen Volkskunde Bd. II

(Potsdam 1934-34) S. 415. - (6) Deutsche Inschriften an Haus und Gerät 5. Aufl. (Berlin 1888). - (7) Wilhelm Müsch, Schwäbische Spruchkunst, Inschriften an Haus und Gerät (Stuttgart 1937). - (8) Edmund Höfer, Der Volksmund, Sprichwörtliche Redensarten (Minden 1930). - (9) Rudolf Eckart, Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten (Braunschweig 1893) Seite 439. - (10) Wilhelm Kofsch, Deutsches Literatur-Lexikon, Bd. II (Halle a. Saale 1930) Seite 2413. - (11) Abschnitt von S. Seidermeyer in Merker und Stammler, Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, Bd. III (Berlin 1928-29) Seite 208. - (12) Johannes Volte, Johannes Pauli, Schimpf und Ernst I. Teil die älteste Ausgabe von 1522 (Berlin 1924). - (13) E. A. Koloff, Ewiger Eulenspiegel. Wie der Schalk war, und was die Welt aus ihm gemacht (Braunschweig 1940). Vgl. Richard Benz, Die deutschen Volksbücher: Till Eulenspiegel (Jena 1924). - (14) Vgl. Karl Anlauf, Der Philosoph von Biederfahl, der wälsche Seher Wilhelm Busch (Berlin 1939). - (15) Vgl. Carl Müller-Fraureuth, Die deutschen Längendichtungen bis auf Münchhausen (Halle a. Saale 1881). - (16) Heinz Dierwege, Längengeschichten (München 1939) Seite 3. - (17) Karl Borromäus Gröber, Mit zwei Zeitnern durch den Weltkrieg (Stuttgart und Berlin 1935). - (18) Wuppy, Soldat Wuppy, Heitere Erlebnisse und Betrachtungen eines Landfers von ihm selbst. An der Front, zur Zeit der Maioffensive 1940 (Bremen 1941). - (19) E. A. Pfeiffer, Technik und Humor (Volk und Welt, Das Deutsche Monatsbuch Bd. 2, Hannover 1937, Seite 41). - (20) Paul Bunsch, Teufliches Druckfehler-Alterlei (Heidenau, 1937). - (21) Wilhelm Pinder, Zur Topographie des Humors, ein kleiner Beitrag zur deutschen Stammeskunde (Deutsche Zeitschrift, München 1935, Seite 40). - (22) Peter Pöddel, Humor der deutschen Stämme, eine Mundartenammlung, (Hamburg 1938). - (23) Herbert Schöffler, Der Witz der deutschen Stämme (Das Reich, Berlin 1941, Nr. 2-9, 12. Jan.-2. März). - (24) Siegfried Kadner, Rasse und Humor (München 1936). - (25) Alfred Tobler, Der Appenzeller Witz (Heiden 1916). - (26) Karl Gröber, Die sieben Schwaben (Augsburg ohne Jahr) vgl. auch Rudolf Kubitschek, Schnurren und Schwänke aus dem Böhmerwald (Karlsbad-Drachowitz 1940). - (27) Vgl. Otto Zahlbusch, Witz und Humor im alten Göttingen (Seftenburgs Heimatkalender, Göttingen 1941, Seite 32). - (28) Vgl. Karl v. Bahder, Das Lalebuch 1597 (Neudrucke deutscher Literaturwerke Nr. 236-239 (Halle 1914), Gustav Schwab, Die deutschen Volksbücher (Berlin 1938) Seite 114, Caesar Fleischn, Die deutsche Dichtung der Frühzeit (Berlin und Leipzig 1927) Seite 3, Severin Kätters, Geschichte der deutschen Volksdichtung (Langenfalza 1933) Seite 149. - (29) K. Kasper, Land-Karte des deutschen Humors (Die gelbe Post Nr. 33, Berlin 13. Aug. 1933, Seite 5). - (30) Vgl. Walter Hög, Mittelalterliche Grotesk-Plastik (Leipzig 1937) und Adam Brede, Humor und Ironie in der altdutschen Wort- und Bildkunst (Osland Bd. 2, Hermannstadt 1927, Seite 284). - (31) Wilhelm Fraenger, Der Bildermann von Hohenhausen (Zürich und Leipzig 1922). - (32) Walter Hoffmann, Ludwig Richters Humor, aus seinen Bildern gesammelt (Chemnitz und Leipzig, ohne Jahr).

Aus der Landschaft

Begegnung mit einem Reiter. Wir fuhren einmal durch Hessen und sahen im Dorf Kirtorf Kr. Melsfeld auf einem Scheunendach einen Reiter aus Ton. Da der Bauer auf dem Hofe war, sprachen wir ihn an und es ergab sich ungefähr folgende Unterhaltung. „Wollen Sie uns nicht den Reiter dort oben verkaufen?“ „Nein, der ist mir nicht feil, nicht für hundert Taler.“ „Schade, wir hätten gerne einen gehabt. Wenn Sie ihn aber behalten wollen, können Sie uns vielleicht sagen, warum Sie ihn nicht abgeben wollen.“ „Ja, das ist so alter Kram. Mein Schwieger-

sohn lacht darüber. Aber wissen Sie, wenn der Reiter nicht auf dem Dache gestanden hätte, wäre der Blitz in die Scheune geschlagen. So ist er genau am Giebel herunter in die Erde gegangen.“ „Da ist das also eine Art Blitzschutz, den der Reiter darstellt?“ „Ja, das glauben hier noch viele Leute, in der Nähe, in Niederleeren, gibt es noch mehr.“

Da haben wir einen greifbaren Hinweis auf den Glauben, der sich mit den eigenartigen Reitern auf den Dachgiebeln verbindet. Im Jahre 1926 hatte ich bereits den Reiter aus Niederleeren aufgenommen. Dort hatte mir ein alter Bauer gesagt, daß das so eine Art Feuerversicherung darstelle (s. Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße, S. 60, Abb. S. 10). „Wenn man son Ding auf



Oben: Dachreiter in Kirtorf, Kreis Melsfeld. - Unten: Dachreiter in Niederleeren, Kreis Melsfeld.

dem Dach hat, schlägt der Blitz nicht ein“ hatte er hinzugefügt.

Diese Hinweise sollen ohne nähere Untersuchung von Brauch und Glauben gegeben werden, lediglich über die bisher ermittelte Verbreitung solcher Reiter sei noch festgestellt, daß solche uns bisher bekannt sind aus dem

Nordharzgebiet, aus dem Kreis Melsfeld, aus dem Jagstkreis, aus dem Kreis Gera, aus der Dübener Heide, aus dem Kreis Löwenberg in Schlesien. Wieweit diese Reiter mit den in Germanien 1941, S. 409 ff. durch Fr. Wöfinger behandelten zusammenhängen, bedarf noch näherer Untersuchung. - K. Th. Weigel



Ausschnitt aus dem Bild von Deutsch-Eisenberg vom Jahre 1659. Aufnahme Weinelt.

Ein Stufenbaum aus Nordmähren (Ostjudetenland). Im städtischen Museum in Freudenthal, Ostjudetenland, befindet sich seit einiger Zeit eine vom Jahre 1659 stammende Darstellung der wichtigsten Bergwerke beim Dorf Deutsch-Eisenberg, Landkreis Römerstadt, Ostjudetenland. Dieser „Abriß etlicher Jechen auffm Teütschen Eysenberg“, der vom Schulmeister des Nachbardorfes Birsig, Thobias Breyer, sorgfältig beschriftet worden ist, stellt eine liebevolle, sehr eingehende bildmäßige Aufzeichnung nicht nur der Bergbaubetriebe dar, sondern er bringt daneben auch ein Bild eines Teiles von Deutsch-Eisenberg. Es ist das die älteste Abbildung eines nordmährischen Dorfes und des Hausbaus des Raumes, die wir überhaupt besitzen. Als Umrahmung des hohen, schmalen, mit Wasserfarben gemalten Bildes hat der Zeichner einfache Jagdmotive gewählt, ist doch Deutsch-Eisenberg auch heute noch von weiten Nadel-

wäldern umgeben. Es war kein Künstler, der das Bild geschaffen hat, wohl aber ein guter Beobachter. Denn so weit sich seine Darstellung mit dem heute noch Bestehenden vergleichen läßt, besteht vollste Übereinstimmung. Es besteht also kein Grund, irgendwie Einzelheiten, die sich heute nicht mehr überprüfen lassen, zu bezweifeln. Am unteren Rand des Bildes sehen wir von links neben einem Baumstumpf, aus dem ein starker Ast treibt, drei Jäger in der Tracht der Zeit, der linke hat eine lange Flinte auf der Schulter. Dann folgt ein nicht besonders gut dargestellter Laubbaum, neben dem der Jagdhund steht. Den Hintergrund bildet ein steil aufragender Fels. In der rechten Ecke, ganz im Vordergrund aber steht in aller Deutlichkeit, die gar keine andere Auslegung zuläßt, ein stufenförmig geschnittener Baum. Unter der büschelförmig stehengebliebenen Krone ist ein gutes Stück kahler Stamm, dann erst

wieder setzt sich das Astwerk in voller Breite fort. Der Baum stand kaum im Wald, zumindest aber außerhalb des geschlossenen Dorfes. Rechts unten neben dem Baum steht man eben noch einen Hasen. Da man Hasen nicht im Hochwald jagt, sondern in Feld- und Buschgelände, so ergibt sich aus dieser Überlegung, daß der Baum irgendwo auf der Feldgemarkung von Deutsch-Eisenberg gestanden haben muß. Das ist so ziemlich alles, was sich über den Stufenbaum sagen läßt. Er fiel dem Zeichner sicher auf, deshalb hat er ihn auch auf dem Bild untergebracht. Nichts aber gibt einen Hinweis auf seinen Sinn und Zweck.

Da es sich m. B. um den ersten Stufenbaum aus dem ganzen südschlesischen Stammesgebiet, zu dem ja auch Nordmähren gehört, handelt, ist ein Blick auf die Volksgeschichte von Deutsch-Eisenberg notwendig. Das Dorf, ein Straßenanger mit Radialwalddüfen, ist vor der großflächigen Rodung des weiten Gebirgswaldes um den Altvaterstock (Berg Altvater, 1492 Meter ü. d. M.) im frühen 13. Jahrhundert geplant und angelegt worden. Der Bergbau muß bei der Gründung im Vordergrund gestanden haben, wird doch der nahen Stadt Mährisch-Neustadt, der zweitältesten Stadt Mährens, mit deren Bau 1213 begonnen worden ist, ein weites Bergbaugelbiet zugewiesen. Mährisch-Neustadt ist nach dem bereits im unfernen Freudenthal geltenden Magdeburger Recht ausgesetzt worden. Der von Freudenthal kommende Stamm der eigentlichen Stadtgründer war mitteldeutscher Herkunft, doch machen sich um Mährisch-Neustadt bald südlichere Siedelelemente stark bemerkbar. Es fehlt besonders in Deutsch-Eisenberg nicht an bezeichnenden Eigenheiten im Volksgut und in der Volkssprache, die den Ort von der Umgebung deutlich abheben.

Herbert Weinelt, z. B. im Felde.

Die Fundgrube

Tiroler Sagen und Melodien. In vielen deutschen Märchen finden wir Reime und Lieder eingestreut. So heißt es etwa: »Der Vogel aber flog weg, er setzte sich auf des Goldschmids Haus und fing an zu singen: Mein Mutter, der mich schlägt...« (1) oder »Jorinde sang: Mein Vöglein mit dem Klinglein rot...« (2). Auch in Sagen kommen solche eingestreute Stelle vor. Diese beiden Arten volkstümlichen Erzählgutes fließen so ineinander, daß das Auftreten gleicher Ausdrucksformen selbstverständlich ist. Es überrascht um so mehr, daß diese offensichtlich nach musikalischem Ausdruck verlangenden Formen bloß als gesprochen überliefert werden, da doch die Märchenerzähler mit ihren Geschichten auf das stärkste mitleben. In Sprache und Gebärden drücken sie das erzählte Geschehen lebhaft aus (3). Warum sollten dann diese Lieder nicht gesungen worden sein?

Zwei Möglichkeiten sind für diesen Mangel anzuführen. Die erste ruht im Aufzeichner und Forscher. Rein literarisches Interesse und auch die physische Unmöglichkeit, Melodien festzuhalten, werden manche Weise unbekannt lassen. Zum anderen liegt der Mangel im Stoff. Das Märchen- und Sagenut ist heute nicht mehr so vollklingend wie ehemals. Gleichlaufend mit dem geringeren Gebrauch sinkt auch ständig die Zahl der guten Erzähler. Diese Schrumpfung ergreift schließlich den Stoff selbst und führt zu seiner Verkümmung. Im Zuge dieser Entwicklung verstummen die Märchen- und Sagenmelodien und gingen verloren.

Im Binnendeutschtum ist dieser Vorgang schon viel weiter fortgeschritten. Nur ganz

häufig nur eine Steinfügung über der Mitte der Dielen- oder Haustür angebracht und in den Vierlanden entdeckt man den Donnerbesen in der Regel am Giebel des Wohnhauses der Bauernhäuser. Nur sehr selten sind die Steinfügungen in den Seitenwänden der Häuser anzutreffen.

Die Verbreitung von Mühle und Donnerbesen beschränkt sich nicht auf rein ländliche Bezirke, der aufmerksame Beobachter wird sie in Celle und Lüneburg ebenso entdecken, wie in Lübeck, Kiel und Hamburg.

Die handwerkliche Gestaltung der beiden Steinfügungen ist über Jahrhunderte hin überraschend einheitlich. Im allgemeinen werden Handstrichsteine verwendet, die nur wenig behauen und ohne Rücksicht auf den Ziegelverband in die Fachwerktafeln eingepaßt werden. Eine abweichende Gestaltung findet sich nur in den Vierlanden bei Hamburg, wo unter dem Einfluß städtischer Hochreliefformen sauber in Sandstein und Muschelschutt ausgeführte Donnerbesen zu wahren Parade- stücken ländlicher Maurerarbeit entwickelt worden sind. Weiterhin sind im ehemaligen Fürstentum Lübeck und im Alten Land an der Unterelbe unter dem Einfluß der durch niederländische Ciedler mitgebrachten Verputztechnik der Barockzeit Sonderformen der Mühle und

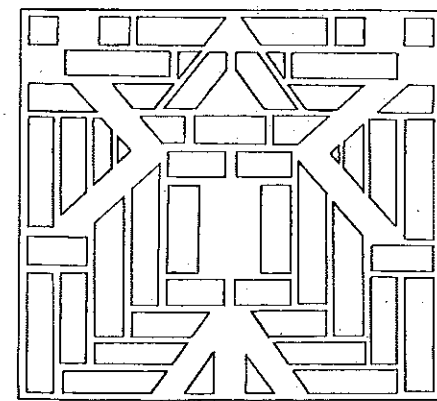


Abbildung 2. Mühle in Wilmshorst 1791.

des »Hegenbesens« anzutreffen, bei denen durch in die Wandfläche versenkte und mit einer weißen Verputzschicht überdeckte Mauersteine eine gesteigerte bildmäßige Wirkung erreicht wird.

Die Frage nach der Bedeutung dieser Steinfügungen ist bereits mehrfach gestellt worden, zumal der »heidnische« Kern hier gar zu auf-

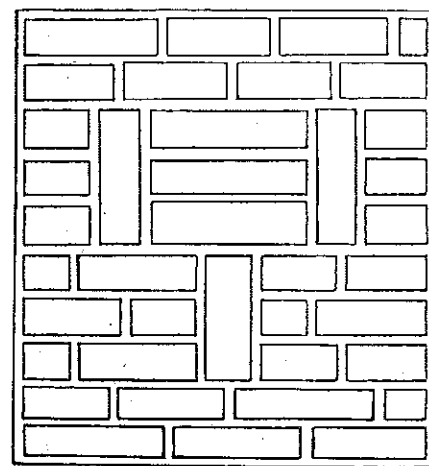


Abbildung 3. Donnerbesen aus Rendsburg 1541.

fällig durchschimmert. Die sinnbildhafte Bedeutung ist auch in Verbindung mit der aus dem landläufigen Brauchtum bekannten Verwendung des Besens und des Reifsigbün-

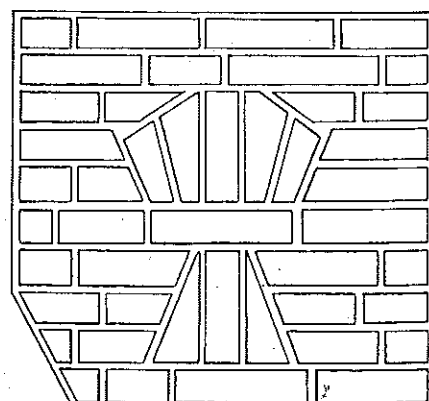


Abbildung 4. Donnerbesen aus Schönkirchen 1830.

fels in Holstein und in den Marschgebieten der Unterelbe durchaus besagt worden. Da aber bislang immer nur von diesem oder jenem besonders auffälligen Vorkommen der Mühle oder des Hegenbesens ausgegangen wurde, ist der formgemäße Zusammenhang zwischen den hier behandelten Steinfügungen und einigen aus anderen volkstümlichen Zu-

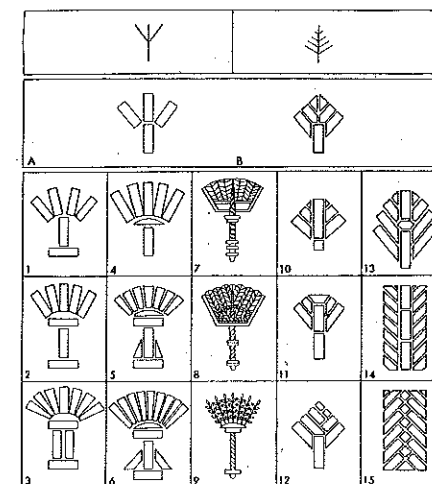


Abbildung 5. A 1-6. Ostholsteinische Formen des Donnerbesens. A = Brodten, 1 = Lübeck, 2 = Lübeck, 3 = Kl. Mst., 4 = Fischebuden, 5 = Risseberg, 6 = Fischebuden. 7-9. Vierländer Formen des Hegenbesens. 7 = Achterschlag, 8 = Neungamme, 9 = Achterschlag. B 10-15. Lauenburg-Lübeker Formen des Donnerbesens. B = Siebenleichen, 10 = Wolzahn, 11 = Lauenburg, 12 = Dorstorf, 13 = Lauenburg, 14 = Barnsdorf, 15 = Wilmshorst.

sammenhängen bekannten Sinnzeichen meist übersehen worden.

Dabei ergibt bereits eine nach ganz äußerlichen Kennzeichen vorgenommene Zusammenstellung der in einem gebietsmäßig eng begrenzten Umkreis vorhandenen Gestaltungen

der beiden Steinfügungen, daß sowohl die Mühle als auch der Donnerbesen in engstem Formzusammenhang stehen mit durchaus bekannten Sinnzeichen und Sinnbildern.

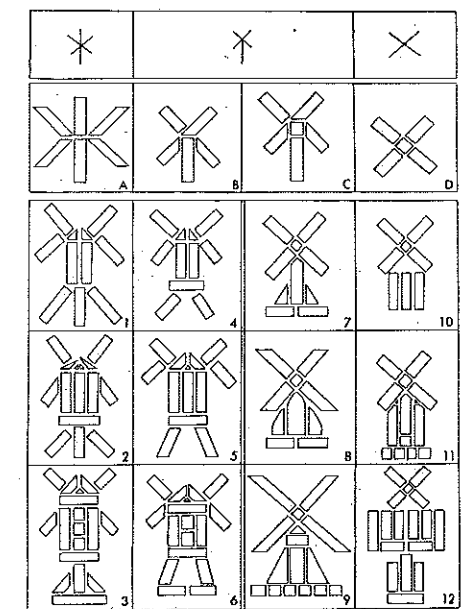


Abbildung 6. A = Hemmelsdorf, 1 = Blankensee, 2 = Fiesberg, 3 = Ellerstedt. B = Brodten, 4 = Lübeck, 5 = Fiesberg, 6 = Kellinghusen. C = Hemmelsdorf, 7 = Thandorf, 8 = Pries, 9 = Bloksbagen. D = Nieschow, 10 = Kiel-Saarden, 11 = Schönkirchen, 12 = Kiel-Saarden.

Der Formüberlieferung nach führt die Mühle zurück auf das als Sechsstern bekannte »hagal«-Zeichen und auf das als Mal-Kreuz oft verwendete Zeichen der »gibu«-Rune. Die einfachsten Formen des Hegen- oder Donnerbesens leiten über zur »man«-Rune und zum Sinnzeichen des Lebensbaumes. Der Sinn aller vier Zeichen ist aus Brauchtum und

überlieferung so bekannt, daß hier nicht weiter darauf eingegangen zu werden braucht. Die Anbringung neben oder über der Tür betont den Charakter der beiden Steinschnitten als Heilszeichen dabei so stark, daß der Zusammenhang mit den übrigen Sinnbildgruppen des Bauernhauses gar nicht zu übersehen ist. Ihre bis auf den heutigen Tag gleichbleibende Verwendung aber sollte Anlaß zur Förderung des Wissens um das Sinnbildgut unseres Volkes sein.

Die Bücherwaage

Hermann Gauch: Kalender und Brauchtum. Edelgarten-Verlag Horst Posern, Beuern (Hessen). 234 Seiten. M. 5.-.

Das Buch ist von einem Manne geschrieben, der sich aus warmer Anteilnahme an dem bäuerlichen Brauchtum der germanischen Völker lange Zeit mit den Fragen der Jahresbeobachtung und Jahresmessung durch unsere Ahnen beschäftigt hat. Der Geist, aus dem es geschrieben ist, ist zu begrüßen, und man wird auch viele anregende Einzelheiten darin finden. Zu den praktischen Vorschlägen, die er daraus herleitet, hat der Kritiker jedoch manches einzuwenden. Über die Frage der an sich notwendigen Kalenderreform ist in den letzten Jahrzehnten unendlich viel geschrieben worden. Wenn irgendwo, so ist freilich hier eine internationale Regelung Voraussetzung, und für eine solche ist die Weltlage ja zur Zeit nicht gerade günstig. Aber auch sonst stellen sich den Vorschlägen des Verfassers starke Bedenken entgegen.

Gauch will das „Weltenjahr“ oder „Große Sonnenjahr“ von rund 26 000 Jahren ein-

führen und gibt dessen genaue Länge zu 25 932 Jahren an. Ein wissenschaftlicher Beweis für die Richtigkeit dieser Zahl liegt bisher nicht vor. Es wird zwar seit einigen hundert Jahren die Verschiebung des Frühlingspunktes beobachtet, ob sie aber über fast drei Jahrzehntausende stets mit gleicher Geschwindigkeit erfolgt, ist nicht bekannt. Ganz ausgeschlossen ist es aber wohl, daß ein voller Kreislauf sich genau mit einer vollen Anzahl von Jahren deckt, und dies allein könnte dem Vorschlag eine gewisse Berechtigung geben. Ganz abgesehen hiervon verlangt aber die Geschichte des Menschen auf der Erde viel längere Zeiträume als 25 932 Jahre. So darf der „homo Heidelbergensis“ auf etwa 90 000 Jahre vor unserer Zeit angelegt werden, wir müßten ihn nach der Reform also etwa in das Jahr 14 000 des vierten Weltjahres vor unserem Weltjahr verlegen. Darunter aber kann man sich kaum etwas vorstellen.

Gauch verlangt weiterhin, das Jahr 1933 n. Chr. als Jahr „1“ unseres Weltjahres zu bezeichnen. Dann wäre also der Westfälische Friede im Jahre 25 748 des vor unserem Weltjahr liegenden Weltjahres abgeschlossen worden, und alle geschichtlichen Daten der Vergangenheit würden ähnlich hohe Jahreszahlen, stets mit dem Zusatz eines früheren Weltjahres, erhalten.

Weiter will Gauch, ähnlich wie es Papst Gregor XIII. getan hat, einen Ausfall von etwa 9 Tagen durchgeführt haben, um den 21. der Monate auf den Monat-Ersten zu verlegen. Dann würden wir zum Datumsvergleich mit Geschehnissen der Vergangenheit jedesmal schon beinahe einen Mathematiker nötig haben.

Endlich sollen in Zukunft alle Monate 30 Tage erhalten, während die restlichen 5 bzw. 6 Tage als Zusatztage zu den Vierteljahren zu verrechnen wären. Damit wäre dann die Verwirrung eine vollständige, zumal auch

noch der Jahresbeginn auf die Winter- Sonnenwende zurückverlegt werden soll.

In der Arbeit von Gauch laufen nun zwei Sachen nebeneinander her, die wohl kaum etwas miteinander zu tun haben; das ist das Brauchtum einerseits und die Wetterregeln des Bauern andererseits. Greifen wir (nur als Beispiel) willkürlich eine von den mehreren angeführten Wetterregeln heraus: „Hornung klar, gut Wetterjahr.“ Es wäre eine zwar mühselige, aber keineswegs schwierige Aufgabe, etwa aus den Aufzeichnungen der letzten 30 Jahre in allen unseren meteorologischen Stationen festzustellen, wann und wo der Hornung vornehmlich klar und wann und wo er ausgesprochen trüb war. In gleicher Weise ist es möglich, die jeweiligen Ernteergebnisse bezirksweise festzustellen. Ein Vergleich müßte dann erkennen lassen, ob dieser Bauernregel überhaupt irgendwelcher Wirklichkeitswert zukommt. In ähnlicher Weise ließen sich alle übrigen Wetterregeln prüfen.

Natürlich kann man entgegen halten, daß hierzu mehr als ein Menschenalter nötig wäre, aber bei systematischem Vorgehen ließe sich die Arbeit leicht auf die meteorologischen Stationen einerseits und auf die landwirtschaftlichen Organisationen andererseits verteilen. Soweit bisher überhaupt Ansätze zu ähnlichen Forschungen vorliegen, erwecken sie den Eindruck, als ob beinahe 100% der Wetterregeln keinerlei sachliche Begründung finden. In einigen wenigen steckt aber vielleicht ein wahrer Kern, und diese sind es allerdings wert, genauestens erforscht zu werden. Insgesamt erscheinen aber diese Wetterregeln vorläufig nur lose mit dem Thema „Kalender und Brauchtum“ verbunden zu sein.

Noch ein Wort bezüglich des Brauchtums. Die vielfachen Bemühungen zur eingehendsten Erforschung des bäuerlichen Brauchtums

und deren genaue Beschreibung sind unendlich wertvoll und sollten in jeder Weise gefördert und unterstützt werden. Das Streben aber, alle früheren Bräuche jetzt um jeden Preis künstlich wieder zu beleben, wenn der Drang und das Bedürfnis hierzu nicht vom Bauern ausgeht, sondern von dem studierten Städter, der ihre letzten Reste in Papieren gefunden hat, halte ich für übertrieben und auch nicht für lebensfähig. Sicher sollen wir vielen alten Bräuchen den Weg ebnen, damit sie, vielleicht in gewandelter Form, im heutigen Brauchtum zu neuem Leben erwachen können, aber wir sollen dabei stets ein anderes bedenken: Leben in uns, vor allem im Bauern, auch heute noch die gleichen blutgebundenen Kräfte, aus welchen in alter Zeit ein bewundernswert vielgestaltiges Brauchtum geboren wurde, dann werden diese Kräfte, wenn sie nur geweckt werden, auch heute wieder zu neuem Brauchtum erblühen.

So berührt diese Arbeit im Für und Wider mancherlei Fragen, mit denen man sich gern beschäftigen wird, wenn man auch ihrer Lösung nicht immer zustimmen kann.

J. D. Plassmann

Niederdonau. Natur und Kultur. Hg. vom Reichsstatthalter in Niederdonau. Gau selbstverwaltung. Verlag Karl Kühne, Wien-Leipzig. Heft 1-12 (1940-1942).

Die ersten 12 Hefte der Reihe „Niederdonau“, die trotz der kriegsbedingten Schwierigkeiten in vorbildlicher Ausstattung erschienen sind, lassen das Ziel, alle Gebiete der Heimatkunde des Gaues Niederdonau durch sachliche Veröffentlichungen zu fördern und zu pflegen, deutlich erkennen. Jedes der Hefte bringt eine geschlossene Arbeit über ein Thema. Geplant sind jährlich 8-10 Hefte, die in zwingender Folge erscheinen.

Den bisher vorliegenden Heften kommt durch-

wegs eine Bedeutung zu, die weit über das engere Gangebiet hinausreicht. So behandeln die Arbeiten von A. Mazel-Gialla (S. 2) und A. Seitz (S. 12) naturkundliche Fragen des Neustädtersees, der mit seiner besonderen Tier- und Pflanzenwelt innerhalb Deutschlands eine einzigartige Stellung einnimmt. Von den volkswissenschaftlichen Arbeiten ist vor allem H. Plöckingers Beitrag über Volkskunst und Brauchtum der Winzer (S. 3) hervorzuheben, der wertvolles Material in schöner Darstellung und Bearbeitung vorlegt und eine gute Übersicht über das ganze behandelte Gebiet gibt. Auch das vorgelegte Material und die Ergebnisse der Untersuchungen von A. Mailly über die Sagenbildung in der Landschaft (S. 5) und von H. P. Schad'n über die volkstümlichen Namen der alten Erdbefestigungen (S. 7) sind durchaus wichtig und ergeben schöne Einblicke. Erwünscht wäre in letzterer Arbeit eine Übersichtskarte, wie sie sich in der burgunkundlichen Arbeit von F. Halmer über die wehrpolitische Bedeutung des Wiener Waldes im Mittelalter (S. 11) findet. Sie hätte, gerade in Verbindung mit letzterer Arbeit, die einen schönen Einblick in die Sicherung eines wichtigen Teilabschnittes der mittellalterlichen Ostgrenze Deutschlands gibt, damit auch einen guten wehrpolitischen Überblick geboten. K. Willvonseder bearbeitet in seinem Beitrag zwei wichtige Funde der jüngeren Urnenfelderzeit (S. 6). Der schöngear-

beitete Eimer aus Absberg-Bierbaum, Edfr. Tulln, weist auf Beziehungen zu Ungarn. Er dürfte in einer Werkstätte im oberen Theißgebiet entstanden sein. Zwei weitere Hefte sind der Römerzeit gewidmet. A. Sracsin behandelt die Funde von Loreto und Leithaprodersdorf bei Eisenstadt (S. 4), H. Kiehl die von Mautern (S. 9). Die beiden lesenswerten Hefte ergeben auch wichtiges germanienkundliches Material. In der Eisenstädter Gegend siedelten zwischen Romanen Germanen, die vielleicht mit den Quaden gleichgesetzt werden können, die König Bannius in die Fremde folgten. Wichtigere als die germanischen Grabfunde aus der Umgebung Mauterns sind die Hinweise, die sich aus der Geschichte Mauterns als Grenzkastrum gegen die Germanen nördlich der Donau ergeben. Auch die awarischen Funde, die H. Mitscha-Mürheim (S. 8) untersucht, zeigen Beziehungen zu den Germanen. Sie sind so stark, daß mit Recht die Frage aufgeworfen wird, „ob wir hier im Norden der Donau nicht überhaupt an eine leicht ‚awarisierte‘ germanische Urbevölkerung denken müssen“. Die Entscheidung können freilich erst weitere Funde bringen. Abschließend sei noch auf die Arbeit von J. Benninger über eine seltsame Mehrbestattung aus der frühen Bronzezeit (S. 10) verwiesen, die einen erwünschten Beitrag zum Rassenbild Mitteleuropas in der Bronzezeit darstellt. Gilbert Drathnigg

Wiener Prähistorische Zeitschrift

Herausgegeben von Prof. D. Menghin und Dr. Willvonseder.
Organ der Wiener Prähistorischen Gesellschaft. NM. 20.-.

Zeitschrift für Karst- und Höhlenkunde

Die Zeitschrift wird während des Krieges voraussichtlich in einem Jahresband - statt wie bisher in vier Einzelheften - erscheinen. Preis des Bandes RM. 8.-.

Inhalt des letzten Heftes: Neuordnung der Großdeutschen Karst- und Höhlenforschung. Dr. Ing. Brand: Erläuterungen zur Neuordnung der Karst- und Höhlenforschung für Großdeutschland und die angegliederten Gebiete. - Dr. H. Heller: Zur Neuordnung der deutschen Höhlenforschung. - Dr. Robert A. v. Erbil: Zur Geschichte der deutschen Höhlenforschung vor hundert Jahren. - Prof. Dr. Herbert Kühn: Neuentdeckte Höhlen mit eiszeitlichen Malereien. - Dr. Karl W. Verhoeff: Ostasiatische Diplopoden. - Dr. Franz Waldner: Die Höhlennamen in den deutschen Alpen. - Dr. Karl W. Verhoeff: Höllendiplopoden aus dem Trentino. - Dr. Ward Griepenburg: Die Tierwelt der Bieststeinhöhlen bei Warstein in Westfalen. - Georg Brunner: Das Styrchenloch und die Höhle in Wirtstein bei Freienfels (Ost.). - Gustav Abel: Neue Höhlen im Untersberg (Salzburg) (Fortsetzung). - Gustav Abel: Große Entdeckungen in der Eisriesenhöhle. - Gustav Abel: Die neue Höhle im Hochfalter. - Mitteilungen des Reichsbundes deutscher Höhlen- und Schaubergwerke, Sitz: Mübeland (Harz).

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem



Einmachen kinderleicht mit FRIKO

rohe oder gekochte Früchte mit oder ohne Zucker in Zubindegläsern und -gefäßen Beutel 20 Pfg.

Hersteller: FRIKO-Dortmund-Postfach 223-Ruf 34732

Hauptvertriebsleiter: Dr. J. Otto Pfaffmann, Berlin-Dahlem, Paderstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Gräberberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Kuhlendallee 7-11. Buchdruck: Käßner & Callmeyer, München. Offsetdruck: J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

17.11.1942